

Die Lebenserinnerungen des Backnanger Sozialdemokraten Wilhelm Traub (1914–1998)

Herausgegeben von Gerhard Fritz

Zur Entstehung der Lebenserinnerungen

Der nachfolgende Text ist leider unvollendet geblieben. Er ist zum einen entstanden aufgrund von Gesprächen und Telefonaten, die der Herausgeber zwischen 1996 und 1998 mit Wilhelm Traub führte, zum andern hat Wilhelm Traub dem Herausgeber wiederholt umfangreiches Material – selbstformulierte Erinnerungstexte, alte Notizen, Redeentwürfe, Flugblätter und Ähnliches – übergeben beziehungsweise übersandt. Der Herausgeber tippte Traubs Texte dann im Computer ins Reine und sandte den Text dem Autor zum Korrekturlesen zurück.

Fast bis zu seinem Tod am 3. September 1998 hat Wilhelm Traub am Text seiner Erinnerungen gearbeitet, ihn redigiert, umformuliert und ergänzt. Noch am 22. August 1998 schrieb er, bereits schwer krank, an den Herausgeber: *Schon lange soll und will ich meine Memoiren schreiben, aber bisher hat mir die Zeit gefehlt, oder ich war so krank, daß ich keinen Kopf für so etwas hatte. Einen Brief kann ich leider mit meiner rechten Hand bis heute nicht schreiben, selbst meine Unterschrift macht mir öfter Beschwerden. Ich hoffe, daß sich das in meiner Kur ändert. Gott sei Dank habe ich noch meine mehr als 50 Jahre alte Kleinschreibmaschine, die ich einigermäßen bedienen kann.* Auf dieser Schreibmaschine hat Wilhelm Traub immer wieder, bis in seine letzten Tage hinein, seine Lebenserinnerungen geschrieben. Am Schluß war das Schreiben ein Wettlauf gegen die Zeit. Die Kur brachte leider nicht die erhoffte Besserung, vielmehr verschlechterte sich Traubs Gesundheitszustand so dramatisch, daß schließlich auch eine Operation keine Rettung mehr bringen konnte. So sind die Lebenserinnerungen nur bis etwa 1947/48 einigermäßen vollständig geworden. Die vielen Jahrzehnte danach, die den Höhepunkt von Traubs politischer und gesellschaftlicher Tätigkeit brachten,

konnten von dem Schwerkranken nur noch relativ knapp und in mancher Hinsicht nicht ganz zusammenhängend skizziert werden. Hier fehlt leider manches, was im Interesse eines vollständigen biographischen und historischen Bildes noch hätte geschrieben werden müssen. Auch ein nach Traubs Tod im Backnanger Jahrbuch 1998 erscheinender Nachruf mußte zwangsläufig kurz formuliert bleiben¹ und läßt noch viele Einzelfragen zu Traubs Leben offen.

Als eine Art Notbehelf für die in der Autobiographie fehlenden Teile und als grobe Orientierung für künftige Untersuchungen zu Traubs Leben werden im Anschluß an seine Autobiographie Ausschnitte aus drei Reden abgedruckt, die zu Traubs 70. Geburtstag am 17. Dezember 1984 anlässlich der Verleihung der Backnanger Bürgermedaille gehalten wurden. Darin wird der Lebensweg Traubs von den 60er Jahren bis 1984 skizzenhaft dargestellt. Die Reden lagen dem Stadtarchiv als Kassettenaufnahmen vor, wurden von der Kassette transkribiert, der transkribierte Text von den damaligen Rednern nochmals überprüft. Dafür sei Frau Csik und den Herren Dietrich und Dr. Reuss herzlich gedankt.

Im folgenden wird der Originaltext von Traub so wiedergegeben, wie er ihn kurz vor seinem Tod durchgesehen und formuliert hat. Der letzte von Traub formulierte Textteil umfaßte noch vier Seiten – er bricht unvollendet mitten im Satz ab: Wo es zum Verständnis nötig war, wurden dem Text in Fußnoten Erläuterungen beigelegt. Eine noch zu schreibende wissenschaftliche Biographie von Wilhelm Traub wird die Lücken aufzufüllen haben, die die Edition seiner Lebenserinnerungen unter den obwaltenden Umständen zwangsläufig hinterlassen muß.

Aufgabe des Historikers ist es bekanntlich, ohne eigene Zutaten sachlich und nüchtern die Dinge so zu schreiben, wie sie waren. Gefühle

¹ Helmut Bomm: Nachruf – zum Tode von Wilhelm Traub. – In: Backnanger Jahrbuch 6, 1998, S. 155-257.



Wilhelm Traub (hintere Reihe, Zweiter von links) im Alter von ca. 14 bis 15 Jahren, möglicherweise bei seiner Konfirmation.

zu zeigen, ist die Sache des Historikers nicht. Dennoch sei abschließend festgestellt, daß eine Herausgebereigenschaft wie die, die der hier erschienenen Arbeit zugrundeliegt, auch auf den Herausgeber nicht ohne emotionale Auswirkungen bleibt. Er hat in Wilhelm Traub einen – trotz schwerer Krankheit – lebensmutigen Menschen voller Tatkraft und Optimismus kennengelernt, der immer erinnernd, prüfend und ehrlich sein Leben dargestellt hat. Insbesondere Traubs Darstellung der NS-Zeit, vor allem des Zweiten Weltkriegs, entspricht so gar nicht den platten Geschichtsklischees, die sich heute in den Köpfen vieler festgesetzt haben. Traubs Autobiographie vermittelt hier ähnlich differenzierte Einblicke wie die Lebenserinne-

rungen des ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt.² Man kann aus Traubs Lebenserinnerungen gewiß mehr über die Jahre von 1933 bis 1945 lernen als aus vielen gelehrten Büchern und Ausstellungen.

Nicht immer hat man den Eindruck, daß die heutige Politikergeneration die Geradlinigkeit und die hohen moralischen Werte eines Wilhelm Traub in vollem Umfang besitzt. Es soll hier nicht eine pauschale Politikerschelte betrieben werden – aber: Wie viele heutige Politiker beenden wie Traub eine Bundestagskarriere freiwillig (und korrekt, das heißt nach Ablauf einer Legislaturperiode und ohne aus einem ihnen anvertrauten Amt zu fliehen), weil sie sich den Zwängen der Partei- und Fraktions-

² Helmut Schmidt: Politischer Rückblick auf eine unpolitische Jugend. – In: Helmut Schmidt u. a.: Kindheit und Jugend unter Hitler. Berlin 1992 (Goldmann-Taschenbuch 12851), S. 209-282.

disziplin gegen das eigene Gewissen nicht unterordnen wollen? Wie viele heutige Politiker wechseln freiwillig aus der Politik in eine praktische Tätigkeit und setzen dann die Gesetze in die Praxis um, die sie im Parlament in der Theorie entworfen haben? Wie viele heutige Politiker ziehen die Arbeit im Gemeinderat, weil sie näher an den Menschen und ihren Problemen ist, der Tätigkeit in Landtag und Bundestag vor? Menschen und Politiker wie Wilhelm Traub sollte Deutschland auch in der Gegenwart und Zukunft haben.

Gerhard Fritz, im Frühjahr 1999

Die letzten Jahre der Weimarer Republik und die Friedensjahre unter Hitler

Meine Tätigkeit in der Backnanger SPD bis 1933

Ich wurde am 17. Dezember 1914 in Vorderbüchelberg im Kreis Backnang geboren. Mein Vater war Friedrich Traub, meine Mutter dessen Ehefrau Katharina, geb. Deininger. Vom 7. bis zum 14. Lebensjahr besuchte ich die Volksschule in Vorderbüchelberg. Das war eine Einklassenschule, in der etwa 20 bis 30 Kinder verschiedensten Alters gemeinsam unterrichtet wurden. Mein Lehrer Kopp meinte, ich solle selbst Lehrer werden und eine Lehrerbildungsanstalt besuchen. Aber da meine Eltern insgesamt sieben Kinder hatten, war das für sie finanziell ganz unmöglich.

Da ich den Wunsch hatte, Kaufmann zu werden, trat ich am 8. April 1929 eine kaufmännische Lehre bei der Firma G. Holzwarth in Backnang an, die Chemikalien für die Lederindustrie herstellte. Ich hatte dort Gelegenheit, mich in sämtlichen kaufmännischen Arbeiten auszubilden.

Zu Beginn von Hitlers Herrschaft war ich also 18 Jahre alt. Vor der Nazi-Zeit war ich in Backnang als Sozialdemokrat vielen Leuten besonders bekannt geworden, weil ich an einer kleinen Scheuer, die zwischen dem Haus Merkle und dem sogenannten „Schuhladen“

stand, eine große Werbetafel mit Bildern, Ausschnitten aus unserer Zeitung, Einladungen und so weiter angebracht hatte. Bis zur Machtergreifung Hitlers bestückte ich die Tafel jede Woche neu. Außerdem hatte ich an meinem Fahrrad drei Wimpel, einen in Schwarz-Rot-Gold, den „Reichsbanner“-Wimpel und den der „Eisernen Front“. So fuhr ich immer durch die Stadt und die Umgebung. Zu den Sozialdemokraten war ich Ende 1930 gestoßen; vorher war ich im CVJM und im Wandervogel gewesen. Wichtig wurde für mich Rudolf Reichel. Mit ihm und den Jungsozialisten waren wir seit Frühjahr 1931 mit Gitarre und Mandoline öfters im Nebenzimmer des Gasthauses „Schwanen“. Ich habe dort viele Lieder gelernt und politische Unterhaltungen geführt.

Mit den anderen Parteien gab es eher spärliche bis überhaupt keine Kontakte. Mit den bürgerlichen Parteien hatte man eigentlich mit Ausnahme der Gemeinderatssitzungen nichts zu tun. Im Gemeinderat hatten die Bürgerlichen die Mehrheit. Ich selbst war vor 1933 allerdings noch nicht Gemeinderatsmitglied. Einen deutlichen Eindruck habe ich noch vom damaligen Backnanger Bürgermeister Dr. Albert Rienhardt. Er war ein sehr von sich eingenommener Mann. Da es damals in Backnang noch keinen Dienstwagen für den Bürgermeister gab, ging Rienhardt immer zu Fuß von seiner Wohnung in der Schöntaler Straße ins Rathaus. Dabei blickte er auf den Bürgersteigen immer stur geradeaus. Dies führte dazu, daß die Leute, die ihm entgegenkamen, auf die Straße gehen mußten, um nicht mit ihm zusammenzustoßen. Diese Kleinigkeit im äußeren Verhalten scheint mir typisch für seinen Charakter allgemein zu sein: Zuerst kam er – und die anderen wurden allenfalls als Untergebene wahrgenommen, die gefälligst auszuweichen hatten. In der Stadt habe ich Rienhardt kaum einmal gesehen. Wenn ich privat ein Anliegen auf dem Rathaus hatte, ging ich immer zu Herrn Mai, der nach dem Krieg Bürgermeister in Bietigheim wurde. Herr Mai war immer sehr nett, man konnte mit ihm alles besprechen. Während Rienhardt meiner Einschätzung nach ein Deutschnationaler oder mindestens ein Bürgerlicher war,³ war Mai meines Wissens kein Parteimann. Rienhardt

³ In Wirklichkeit gehörte Rienhardt bis 1925 der liberalen Deutschen Demokratischen Partei an, verließ diese Partei dann aber und näherte sich der politischen Rechten an und trat 1933 in die NSDAP ein. Dazu: Rolf Königstein: Der Backnanger NSDAP-Kreisleiter Alfred Dirr (Arbeitstitel); Königsteins Untersuchung wird 1999 erscheinen.

wurde kurz nach dem Zweiten Weltkrieg von den Amerikanern amtsenthoben.

Die KPD war im Gemeinderat stärker als die SPD, die meines Erachtens zu wenig in der Öffentlichkeit in Erscheinung trat. Wir machten zwar mit der SPD auch einige Umzüge, aber lange nicht so viele wie die KPD. Während das Gasthaus zum „Schwanen“ das SPD-Lokal war, trafen sich die Kommunisten in der „Germania“. Die stand dort, wo jetzt Langbein sein Kleidergeschäft hat. Die „Germania“, die von einem Gastwirt Maier betrieben wurde, war ein ziemlich dunkles Lokal. Als ich einmal hineinschaute, saßen in einer dunklen Ecke offenbar KPD-Leute. Es gab immer wieder Schlägereien, in die Kommunisten verstrickt waren, so daß man besser auf Distanz blieb. Die KPD machte viele Umzüge mit Fahnen durch die Stadt. Der 1. Mai war Hauptkampftag für die Kommunisten. Sie zogen dann immer quer durch die Stadt zum Waldheim.

An die Wochen von Hitlers Machtübernahme 1933 habe ich folgende Erinnerungen: Die Backnanger SPD wollte etwa im Januar oder Februar 1933 mit einem Lastwagen zu einer Kundgebung nach Stuttgart. Als wir ins Fahrzeug stiegen, kam ein großer, starker Stadtpolizist und rief: „Ihr habt nichts mehr zu sagen, sofort absteigen!“ Ich rief dem Stadtpolizisten zu: „Wir werden fahren, auch unsere Wiesen grünen wieder!“

Ich war außer in der SPD auch Mitglied im „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ und in der „Eisernen Front“. Am Tage der Machtübernahme Hitlers kamen zu meinem damaligen Chef Gottlieb Holzwarth dessen Neffen, der Gerber Walter Breuninger und Louis Breuninger (ich hoffe, der Vorname des letztgenannten stimmt). Louis Breuninger war ein großer Sportler und ursprünglich Sportlehrer. Er war mit einer Adolff-Tochter verheiratet und wohnte in der Villa Adolff; nach der Heirat war er kaufmännischer Leiter der Firma Adolff geworden. Walter und Louis Breuninger hänselten mich: „Ihr könnt jetzt einpacken, jetzt haben wir die Macht!“ Beide drohten mir. Am selben Tag waren die aktiven Backnanger Mitglieder des „Reichsbanner“ abends im ersten Stock der Wirtschaft „Schwanen“ versammelt. Wir waren etwa acht Mann. Keiner von uns war bewaffnet. Offenbar meinten die alten Genossen, wir könnten die Macht auch so zurückerobern – also ohne Waffen. Als dann am selben Abend

der große Aufmarsch der SA in Backnang begann, sahen alle ein, daß Widerstand zwecklos war. Wir gingen auf Umwegen nach Hause.

Kontakte mit Nazis und Nichtnazis nach 1933

Die Machtübernahme Hitlers war für uns schockierend schnell gegangen: Auf einmal war unsere sozialdemokratische Partei verboten, und man lebte in einem politischen System, wie man es nie erwartet hatte. Ich hatte während meiner Lehrzeit die zweijährige kaufmännische Pflichthandelsschule in Backnang besucht, an deren Spitze Dr. Rittmannsberger stand. Nach Abschluß der Lehrzeit war ich noch ein Jahr bei Holzwarth geblieben. Als die Lederfirma Rächle eine Stelle als Kaufmann ausgeschrieben hatte, bewarb ich mich und wurde aufgrund meiner Zeugnisse im Mai 1933 dort eingestellt. Der Verdienst war mit 500 Mark für damalige Verhältnisse gut. Einer meiner Chefs, Herr Christian Rächle, bekam wegen meiner Einstellung mit der Kreisleitung großen Streit. Von seiten der NSDAP war ein anderer Bewerber vorgeschlagen worden, und jetzt hatte Herr Rächle einen SPD-Mann eingestellt. Rächle verteidigte sein Vorgehen, und es blieb bei meiner Einstellung. Christian Rächle war im Ersten Weltkrieg Reserve-Offizier gewesen und hatte hohe Auszeichnungen, auf die er sehr stolz war. Die Nazis hatten deshalb wohl einige Hemmungen, sich mit ihm anzulegen, aber er hatte wegen seiner unverblümt geäußerten Meinung über die Nazis jahrelang Schwierigkeiten mit der Backnanger SA.

Bei Rächle konnte ich, da ich der einzige Angestellte war, sehr selbständig arbeiten, insbesondere wenn mein Chef auf Reisen war, was oft vorkam. Ich mußte dann auch das Lederlager verwalten. Im Jahre 1934 machte ich meinen Führerschein Klasse 3. Mit dem Vorsitzenden der nationalsozialistischen „Deutschen Arbeitsfront“ innerhalb der Firma Rächle, Anton Hasch, kam ich trotz des schlechten Verhältnisses zwischen Rächle und der Partei gut aus; Hasch war ein ausgesprochen umgänglicher Mann. Die „Deutsche Arbeitsfront“ hatte als NS-Organisation die seit Mai 1933 zwangsaufgelösten Gewerkschaften ersetzt. Der 1. Mai wurde von den Nazis als Tag der Arbeit jedes Jahr durch Aufmärsche gefeiert. Jeder Betrieb mußte mit den Arbeits-



Wilhelm Traub mit Verwandten und seiner späteren Frau, um 1930/32: V. l. n. r.: Else Traub (Schwester), Wilhelm Traub, Klara Brucker (seine spätere Frau), Karl Traub (Bruder), Pauline Traub (Schwägerin).

kollegen seines Betriebs – einschließlich des Betriebsinhabers – in Dreier- oder Viererreihen zum Versammlungsort marschieren. Einige Wochen vorher kam jeweils ein Schneider und nahm bei allen Betriebsangehörigen Maß für einen blauen Anzug, den man am 1. Mai tragen mußte. Bezahlen mußte die Anzüge der Betriebsinhaber. Wäre man nicht mitmarschiert, hätte das schlimme Konsequenzen gehabt. Meine spätere Frau, Christian Rächle und ich setzten uns einmal an einem 1. Mai dennoch im Ratsstüble zusammen und nahmen an der sogenannten Maifeier nicht teil.

In Erinnerung aus meiner Zeit bei Rächle ist mir außerdem geblieben, daß in der Firma auch drei oder vier fanatische Kommunisten beschäftigt waren. Ich erinnere mich besonders an einen namens Apperger.

Keine Hoffnung auf ein Ende der Hitler-Herrschaft

In den ersten paar Jahren von Hitlers Herrschaft konnte man kaum daran denken, daß die Nazi-Herrschaft rasch enden würde. Hitler und seine Partei schienen völlig fest im Sattel

zu sitzen, und auch wenn man ganz und gar gegen seine politischen Ziele war, so hatte man doch wenig Hoffnung, daß sich in überschaubarer Zeit etwas ändern würde. Vor allem das Ansehen, das Hitler bei ausländischen Politikern gewann, wirkte außerordentlich ernüchternd auf mich. An aktiven Widerstand war überhaupt nicht zu denken, insbesondere seit im Jahre 1934 eine Verhaftungswelle über Backnang hinweggegangen war. Damals hatte ein Kommunist einen Backnanger Polizisten erschossen und viele Kommunisten und Sozialdemokraten waren umgehend ins KZ gekommen. Man war froh, noch einmal davongekommen zu sein. Im Grunde beschränkte man sich als Sozialdemokrat, dessen Partei ja seit 1933 verboten war, darauf, den Kontakt mit den Nazis zu vermeiden, wo es nur irgend ging. Mit irgendwelchen Funktionären der Nazis, Ortsgruppenleitern, Zellenleitern und wie immer sie sich nannten, hatte ich nie irgendwelche Verbindung. Ich war froh, wenn ich die Kerle nicht zu Gesicht bekam. Ich weiß noch genau, wie ich einmal in einem Backnanger Café saß und am Tisch neben mir einige höhere



Wilhelm Traub etwa im Jahre 1943 als Leutnant der Wehrmacht.

SS-Leute Platz nahmen. Es ergab sich, daß ich fragte, was der eine denn für eine Uniform und für Dienstgradabzeichen hätte. Daraufhin wurde ich von ihnen wegen meiner Ahnungslosigkeit furchtbar angeschnauzt. Ein Deutscher müsse das doch wissen. Damit war mein Bedarf, mit Nazis in eine Unterhaltung zu treten, wieder einmal voll und ganz gedeckt. Ich wich ähnlichen Gesprächen künftig ganz aus. Mein engster Kontakt zu den führenden Backnanger Nazis war indirekt: Ich hatte bei Räuchle einen Lehrling, der Schreiber des Backnanger NSDAP-Kreisleiters Dirr war. Aber mit dem habe ich natürlich nie über Politik oder über Dirr oder gar über Dienstgeheimnisse aus der Kreisleitung gesprochen.

In den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft vor meiner Einberufung zum Militär anno 1936 versteckte ich vor allem Bücher – Karl Marx und andere mehr – in einem Schuppen meines späteren Schwagers. Dorthin brachten auch SPD-Leute aus Ludwigsburg weitere Bücher. Während meines Militärdienstes sind die Bücher leider verschwunden. Mein Schwager hatte offenbar Angst bekommen.

Aus Protest gegen die Nazis trugen Fritz Wieland und ich immer unsere blauen Hem-

den von der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend). In der Stuttgarter Straße verfolgten mich einmal SA-Männer. Ich machte mich schnell aus dem Staub. Ein andermal wurde ich, als ich auf dem Rad fuhr, von einigen SA-Leuten vom Rad gezogen. Sie zerrissen mein blaues Hemd. Es gab überhaupt viele Menschen, die mich am liebsten ins Konzentrationslager hätten bringen wollen.

Die Militärzeit 1936 bis 1938 und die Zeit als Zivilist 1938/39

Im Oktober 1936 kam ich zum Militär und wurde in der 14. Kompanie des Infanterieregiments 119 in Neckarsulm ausgebildet, unter anderem an der 3,7-Zentimeter-Panzerabwehrkanone (Pak). Im Grunde hatte ich bei der Wehrmacht eine ruhige Stelle, denn wegen meiner kaufmännischen Ausbildung wurde ich bald auf die Schreibstube gesteckt. Politische Diskussionen gab es in meiner Dienstzeit nicht. Die Wehrmacht war im übrigen nicht die Partei. Ich war zwar nicht eben begeistert, Wehrdienst leisten zu müssen, aber man empfand das als ganz normal und machte sich nicht allzu viele grundsätzliche Gedanken. Gegen Ende meiner Dienstzeit hatten wir dann alle Angst, als im Sommer und Herbst 1938 wegen des Sudetenlandes ein Krieg auszubrechen drohte. Aber die Westmächte gaben klein bei und traten im September 1938 das Sudetenland an Deutschland ab. Wegen der Sudetenkrise verzögerte sich auch meine Entlassung aus dem Wehrdienst, die eigentlich Ende September 1938 fällig gewesen wäre. So wurde ich erst im November 1938 entlassen.

Als ich nach Backnang zurückkam, war meine Stelle in der Firma Räuchle besetzt. Ich verließ Backnang und ging für einige Monate in eine Schuhfabrik nach Tuttlingen. 1939 begann ich dann bei Hermann Kinzer eine Beschäftigung. Einer von Kinzers Söhnen handelte mit Chemikalien. Bei ihm war ich bis zum Sommer 1939 beschäftigt. In dieser Zeit habe ich auch geheiratet.

Der Zweite Weltkrieg

Holland, Belgien, Frankreich
und Jugoslawien

Kurz vor Kriegsbeginn 1939 wurde ich erneut eingezogen und auch wieder ausgebildet. Wir hatten hannoveranische Ausbilder,

alles ehemalige Polizisten, die uns erbar-
mungslos schliffen. Ich hatte aber Glück: Weil
ich den Führerschein besaß – was damals nur
bei einer Minderheit der jungen Männer der
Fall war – wurde ich als Fahrer ausgebildet,
was nicht ganz so schlimm war. Schließlich
kam ich wieder als Schreiber unter, und zwar
in der Vermessungsabteilung 620, die zur Artil-
lerie gehörte. In der Vermessungsabteilung 620
waren viele Backnanger, so etwa der Geometer
Volz aus der Fabrikstraße, der Vermessungs-
ingenieur Schniepp von der Maubacher Höhe,
der Schlossermeister Karl Schwarz, Karl San-
zenbacher, und Schneidermeister Fischer. Eng
befreundet war ich mit Karl Lukert aus Wald-
rems, der später unser Krad- und Meldefahrer
wurde. Lukert hat nach dem Krieg das Bauge-
schäft Lukert gegründet, das heute von seinem
Sohn und Enkel geführt wird. Ganz aus der
Nähe Backnangs, nämlich aus Weiler zum
Stein, stammte Alex Baumann. Nur relativ kur-
ze Zeit waren bei uns Gottlob Janus und Rein-
hold Benignus, letzterer aus dem gleichnami-
gen Gartengeschäft. Die Vermessungsabteilung
wurde im Gasthof „Sonne-Post“ in Murrhardt,
gerade 15 Kilometer von Backnang entfernt,
zusammengestellt, was für mich natürlich sehr
angenehm war. Wir waren in der „Sonne-Post“
einquartiert und blieben etwa zwei Monate
dort. Etwa 80 Prozent der Kameraden waren
Ungediente.

Nach der Zeit in Murrhardt wurde meine
Einheit in die Eifel nach Vettweis versetzt. Eine
Zeitlang waren wir auch in Bonn. In unmittel-
bare Kampfhandlungen waren wir als Vermes-
sungseinheit nicht verstrickt. Nachdem 1940
Frankreich und die Benelux-Staaten angegriffen
worden waren, rückten wir – in der Regel weit-
ab von den Kämpfen – ebenfalls vor und waren
1940/41 dann in den Niederlanden, in Belgien
(Maastricht) und in Frankreich (Paris und Nor-
mandieküste bei Alençon). Irgendwelche
Schwierigkeiten mit der dortigen Zivilbevölke-
rung hatten wir nie. Im Sommer 1940 wurden
wir nach Paris verlegt. Ich konnte in der
Gegend des Louvre ohne Schwierigkeiten
allein spazieren gehen. Mit einem kleinen
Kreis von Kameraden besuchte ich abends oft
Speiselokale und ging französisch essen. Zwei-
mal besuchten wir zu Fuß den Triumphbogen
und bestiegen ihn; ich erinnere mich an die
vielen Treppen. Zweimal bestiegen wir abends
den Eiffelturm von unten bis zur Spitze. Das

waren Hunderte von Treppen. Einen Aufzug
gab es damals nicht, weil kein Strom vorhan-
den war.

Zusammen mit meinem Abteilungskomman-
deur, dem Major Dr. Schanz, machte ich ver-
schiedene Dienstfahrten in Frankreich. Dr.
Schanz stammte aus Waiblingen und war im
Zivilberuf Vermessungsingenieur. Er war ein
sehr gerechter und frommer Mann. Ich war viel
mit ihm unterwegs, und es gab kaum eine
bedeutende Kirche oder Kathedrale, die er auf
einer Dienstfahrt nicht besichtigte. Ich denke
hier an Paris und Rouen und viele andere.
Auch in den anderen Ländern, in die wir im
Laufe des Krieges kamen, hat Dr. Schanz
immer vor einer Kirche halten lassen und diese
besichtigt. Schade, daß er schon viele Jahre tot
ist. Er war meines Wissens nach dem Krieg
auch Gemeinderat in Waiblingen.

Im Zuge des deutschen Angriffs auf Jugosla-
wien im April 1941 kam meine Abteilung auch
auf den Balkan. In Agram (jetzt Zagreb) waren
wir in einem Wohnhaus nahe bei einer Braue-
rei untergebracht. Ich schlief im sogenannten
„Blauen Zimmer“. So feudal hatte ich vorher
nie übernachtet. Die Bevölkerung im kroati-
schen Agram war sehr freundlich zu uns. In
einem Lokal überschritten wir einmal die
Sperrstunde (21 oder 22 Uhr). An einem Tisch
nicht weit von uns saßen Einheimische. Wir
hatten zwei deutsche Lieder gesungen, danach
fingen die Einheimischen ebenfalls an zu sin-
gen. Sie meinten, wir sollten uns zu ihnen set-
zen, was wir dann auch taten. Ein guter Teil
von ihnen konnte deutsch, und so wurde es ein
vergnügender Abend. Die Sperrstunde hatte
längst begonnen, so daß wir nicht mehr zurück
ins Quartier konnten. Jedes Ehepaar – die Kroa-
ten waren alle mit ihren Frauen dort – schlug
uns daraufhin vor, je ein Kamerad solle bei
ihnen übernachten. Unsere Gastgeber woh-
ten ganz in der Nähe. Ich ging mit einem Ehe-
paar, das deutsch sprach, und habe neben dem
Mann im Ehebett geschlafen. Am Morgen
weckte er mich. Zunächst gab es ein Frühstück,
dann sagte der Hausherr: „Jetzt gehen wir erst
einmal zum Friseur und lassen uns rasieren!“
Meine Einwände ließ er nicht gelten und
schleppte mich zum Friseur. Nach erfolgter
Behandlung ging ich dann rasch in mein Quar-
tier. Das Ehepaar, bei dem ich in dieser Nacht
geschlafen hatte, besaß oben in den Weinber-
gen ein Haus. Eines Tages erhielt ich dann eine

Einladung dorthin. Mit dem Beiwagen-Krad unseres Kurierfahrers fuhren wir dann nach oben bis zum Haus. Dort wurden wir festlich empfangen. Am Abend tranken wir den eigenen Hauswein. Als wir heimfuhren, hatte ich wegen des Hausweins einige Schwierigkeiten. Meinem Fahrer ging es auch nicht besser, er streifte mehrmals die Betonmauer, aber er hatte zum Glück Handschuhe an.

Von Agram aus wurden wir nach Serbien, nach Belgrad verlegt. Es gab damals von Agram nach Belgrad nur eine schmale, meist geschotterte Fahrbahn. Auf den Straßen in den kleinen Ortschaften wimmelte es von Hühnern, Gänsen und Schweinen, so daß wir im Schritt fahren mußten. Schon in Agram hatte ich das Gefühl, daß sich Kroaten und Serben haßten. Das hörte ich auch in Gesprächen mit Einheimischen immer wieder. Meine Einschätzung bestätigte sich auch in Belgrad. Natürlich konnte ich nur mit Menschen reden, die deutsch konnten. Das waren Hausmädchen und andere Leute, deren Vorfahren oder Eltern Deutsche waren. Wir hatten wieder Privatquartiere. In dem sehr gut eingerichteten Haus, in dem ich untergebracht war – es gehörte Holländern –, hatten wir unserem Kommandeur, Major Dr. Schanz, das schönste Schlafzimmer ausgesucht. Am nächsten Morgen sagte er: „Ich habe schlecht geschlafen, es hat mich immer wieder etwas gestochen!“ Man sah das an seinem Kopf und seinen Händen. Ich rief unser Hausmädchen. Dieses nahm eine Haarnadel, stocherte ein paarmal am Bettrand und zeigte uns sogleich eine Anzahl Wanzen. Diese Viecher überfielen uns später noch in fast jedem Quartier und waren nicht abzuschütteln: Wenn wir die Bettbeine in Büchsen mit Benzin stellten, kletterten sie zur Decke hoch und ließen sich dann auf das Bett fallen.

Belgrad war eine schöne Stadt. Die Mauer um die Festung war sehr hoch. Man hatte von dort einen schönen Blick auf die Donau. Die Sawa mündet bei Belgrad in die Donau. In einer der Siedlungen bei Belgrad lebten viele donauschwäbische Deutsche. Deutsche fanden wir zum Teil auch im Banat, wohin wir an einem Sonntag einmal mit dem Auto fuhren. Das Dorf, das wir besuchten, hatte viele schmucke Häuser, alles war sehr sauber, die

Wohnstube diente meist als Statussymbol. Der Fußboden war mit weißem Sand bedeckt. Im Banat gab es gute Salami-Würste und andere Würste direkt beim Bauern, dem Hersteller, zu kaufen. Ab und zu fuhren wir von Belgrad aus auch nach Süden und Südwesten, nach Bosnien-Herzegowina, dorthin, wo heute, in den 90er Jahren, ganze Landstriche durch den neuen fürchterlichen Krieg vor allem von den Serben verwüstet sind.

Rußland – unsere militärische Tätigkeit

Anschließend kamen wir dann nach Polen und betraten Ende 1941 erstmals russischen Boden. Der deutsche Angriff rannte sich in diesen Wochen bereits vor Moskau fest. Aber wir hatten zunächst andere Sorgen: Als wir über Gomel, Smolensk, Kursk nach Woronesch kamen, begrüßte uns Rußland mit eisigen Temperaturen bis minus 45 Grad! Bei unseren Vermessungen kamen wir viel herum; es gab bei uns auch verschiedene Erfrierungen.

Was taten wir eigentlich im Kriege? Ich will das am Beispiel der Tätigkeit meiner Vermessungsabteilung 620 in Rußland schildern; im Prinzip hatte unsere Arbeit in den Ländern, in denen wir vorher waren, genauso ausgesehen. Die Vermessungsabteilung 620 bestand aus einer Kartenbatterie und einer Vermessungsbatterie.⁴ Die Kartenbatterie wertete die Luftaufnahmen aus, die die Luftwaffe auf ihren Aufklärungsflügen gemacht hatte. Außerdem wurden veraltete russische Karten ergänzt oder berichtigt. Im Druckereizug wurden dann neue Karten hergestellt. Wir hatten alle dazu erforderlichen Maschinen in einem schweren Fahrzeug, das von einer Zugmaschine gezogen wurde. Ich erinnere mich, wie das Fahrzeug oft im russischen Schlamm einsank.

Die Vermessungsabteilung, in der mehrere Vermessungsingenieure und andere Fachleute dienten, nahm die erforderlichen Vermessungen zum Teil in nächster Nähe der Russen vor.

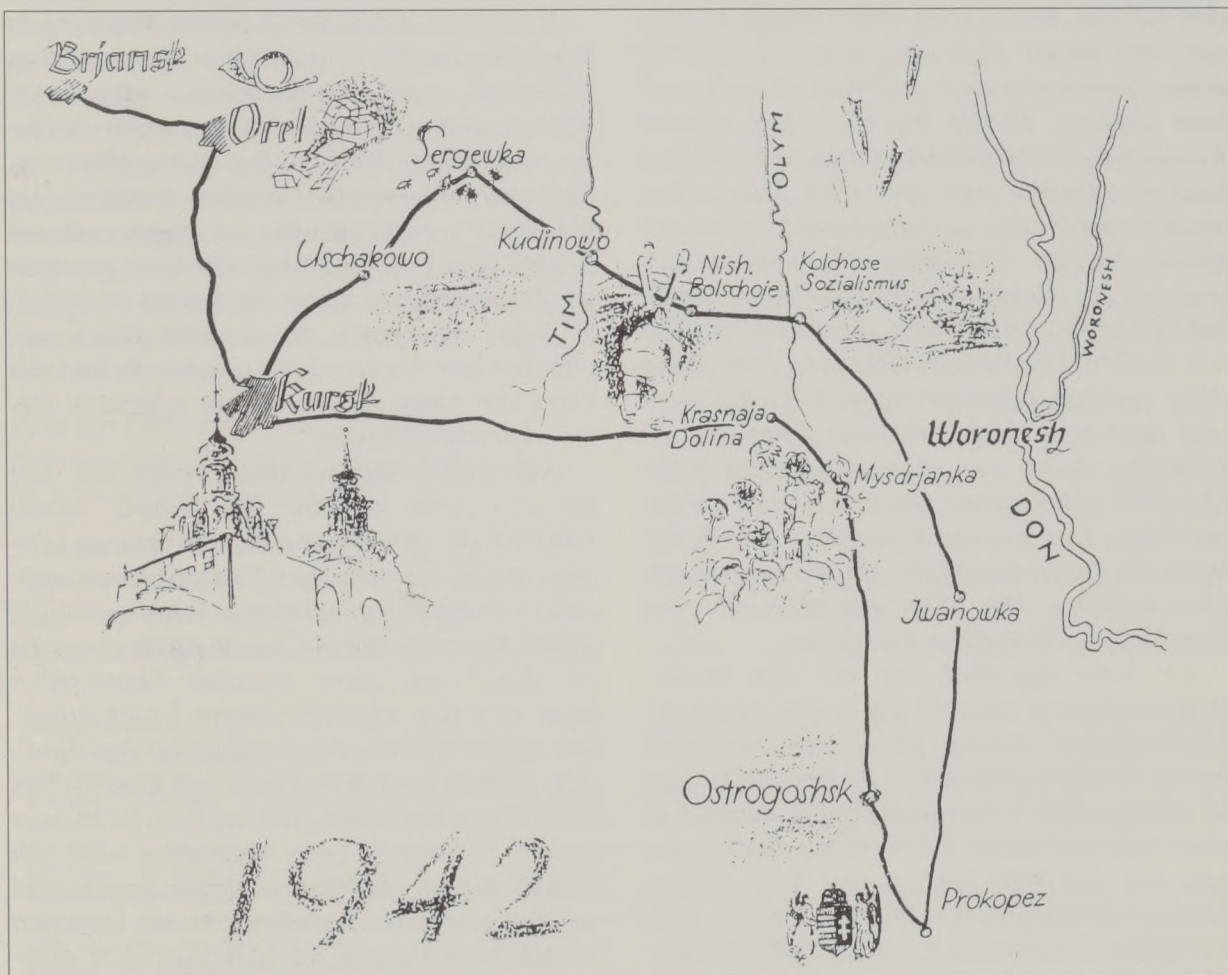
Unsere Beziehungen zur russischen Zivilbevölkerung

Unser Verhältnis zur russischen Bevölkerung war – soweit ich das überblicken konnte – ziemlich problemlos. Allerdings hatten wir zur Zivilbevölkerung wenig, fast sogar überhaupt keinen

⁴ Batterie heißt bei der Artillerie diejenige Einheit, die bei der Infanterie und bei anderen Waffengattungen den Namen Kompanie führt.

näheren Kontakt. Bei uns in der Küche arbeiteten, wenn wir irgendwo länger waren, ständig zwei oder drei Russinnen, die jeden Tag bei Einbruch der Dunkelheit durch den Offizier vom Dienst – also oft durch mich – heimgebracht werden mußten. Einmal hatten wir Frauen aus der Nachbarschaft aufgefordert, ein Haus, das wir beziehen wollten, zu reinigen. Sie verrichteten diese Arbeit sehr unwillig, und man mußte ständig hinter ihnen stehen und sie beaufsichtigen. Nach getaner Arbeit konnten sie wieder nach Hause gehen. Ein andermal fuhr ich im Winter mit Skiern in ein ziemlich abgelegenes Dorf, um ein Stück Vieh zu kaufen. Ich war schon mehrfach auf Skiern dorthin gefahren. Nach langen Verhandlungen mit den Bauern bekam ich gegen Bezahlung eine Kuh. Inzwischen war es draußen dunkel geworden. Der Besitzer des Bauernhauses bat mich, anscheinend aus Sorge vor Partisanen, dringend, in der Nacht hierzubleiben. Nach einiger Zeit willigte

ich ein, wurde zum Essen eingeladen und bekam ein Bett, das einem Himmelbett glich. So etwas habe ich in Rußland nie gesehen. Ich schlief bald ein. Am Morgen wurde ich geweckt, und man sagte mir, die Kuh sei geschlachtet. Ich bat die Bauern, das Fleisch auf einen großen Schlitten zu legen und gut mit Stroh und Heu zuzudecken, da solche Fahrten mit Fleisch von der Wehrmacht streng verboten waren und bei der Einfahrt in die Stadt entsprechend genau kontrolliert wurden. Da ich mich selbst neben den Bauern auf den Schlitten setzte, fragten mich die Posten, was ich geladen hätte. Ich sagte, daß wir für unsere Unterkunft Heu und Stroh benötigen würden. Die Posten sahen mich zwar mißtrauisch an, ließen mich aber passieren. Es war also nochmals gutgegangen. Das Schlimme war, daß wir nach zwei Tagen an einen anderen Einsatzort verlegt wurden. Wir hatten so viel zu essen, daß wir einen Teil des Fleisches an eine andere Einheit abgeben mußten.



Der Weg von Wilhelm Traubs Vermessungsabteilung 620 in Rußland im Jahre 1942: Von Brjansk über Orel und Kursk bis in die Nähe des Don.

Als wir in der Ukraine in Brjansk keine größere Unterkunft fanden, wurde ein Teil von uns in Privathäuser einquartiert. Ich war allein mit einer Familie von zwei Kindern, die mich aufnahm wie einen eigenen Sohn. Ich lernte dort ein bißchen russisch, so daß wir uns etwas verständigen konnten. An einem Abend wurde in einer Schule irgend etwas gefeiert, wozu viele Einwohner kamen. Es gab „Kukuruz“. Das sah ähnlich aus wie Müsli, war allerdings im Ofen gebacken und oben schön braun und schmeckte sehr gut. Dazu gab es einen selbstgebrannten Schnaps. Es gab etliche Russen, die eine erhebliche Menge Schnaps in sich hineingossen. Keiner der bei dem Fest Anwesenden sagte ein böses Wort zu mir. Nach 14 Tagen mußten wir aus der gastfreundlichen Stadt leider wieder abziehen.

Einmal waren wir in einem anderen Dorf einquartiert. Es fehlte uns langsam an Eßwaren. Ich hörte, daß einige Kilometer von dem Dorf der Dnjepr fließe und fuhr mit einem Kameraden dorthin. Wir warfen eine Handgranate in den sehr breiten Fluß (was eine Todsünde für einen Fischer sein muß – ich war damals noch kein Fischer). Durch die Explosion wurden massenhaft Fische getötet und kamen mit dem Rücken aufwärts zum Vorschein. Wir füllten ein halbes Faß, das wir mitgebracht hatten, mit großen Fischen. 200 Meter unterhalb von uns und auf der anderen Seite des Flusses hatten zahlreiche Russen geangelt, die aber nichts von uns wollten. Die Russen hätten uns zwei Mann ohne weiteres angreifen können. Es gab weit und breit kein Haus, und man hätte uns nie gefunden, wenn uns etwas geschehen wäre. Der Fluß hätte unsere Leichen spurlos mitgenommen. Die Russen sammelten schließlich sogar die vielen Fische ein, die wir nicht erreichen konnten. Wir aßen anschließend zwei Tage lang nichts anderes als Fische.

Ich hatte eigentlich nie mit den Russen Schwierigkeiten, obwohl ich in den Orten der Nachbarschaft unserer jeweiligen Unterkunft immer wieder Lebensmittel zu beschaffen hatte. Das geschah immer in durchaus zivilen Formen: Ich tauschte die Lebensmittel meist gegen Salz ein, das sehr begehrt war. Viel größere Schwierigkeiten mit der Zivilbevölkerung hatte ich später in Polen, als ich mich 1945 monate-

lang allein zu den eigenen Linien durchschlagen mußte (siehe unten).

Verbrechen der Wehrmacht?

Verbrechen der SS – was wußten wir?

Die Wehrmacht hat meines Wissens keine Verbrechen begangen wie die SS. Genaues kann ich allerdings nicht sagen, weil mein Gesichtskreis und der meiner Kameraden nicht über unsere Division hinausging. In meiner Division – immerhin ein Großverband von theoretisch 15 000 Mann – gab es so etwas wie Verbrechen jedenfalls nicht. Mit Partisanen hatten wir hin und wieder zu tun. Beim Rückzug verlor meine Abteilung in den Pripjetsümpfen einmal vier Soldaten, die auf einem Besuch in einem Nachbardorf, wo sie Lebensmittel gegen Salz tauschen wollten, von Partisanen erschossen wurden. Mein Abteilungs-Kommandeur verzichtete auf eine Verfolgung der Täter, da die Partisanen in ein großes Waldstück geflohen waren.

Typisch für den Geist in meiner Abteilung ist folgender Vorfall: Einmal kam ein russisches Mädchen zum Kommandeur, Major Dr. Schanz, und erklärte, sie sei von einem Soldaten vergewaltigt worden. Die ganze Abteilung, auch alle Vorgesetzten, mußten antreten. Das Mädchen wurde gebeten zu sagen, ob ein Angehöriger unserer Einheit der Täter gewesen sei. Dabei ging sie durch die Reihen und mußte jeden anschauen. Zu unserem Glück war offenbar kein Kamerad aus unseren Reihen der Täter, die junge Russin konnte jedenfalls niemanden identifizieren.

Wie andere Kommandeure reagierten, war bei uns nicht bekannt. Dr. Schanz wurde 1942/43 uk⁵ gestellt und konnte meines Wissens in die Heimat zum Landesvermessungsamt in Stuttgart zurückkehren. Sein Nachfolger wurde Major Stockinger aus Stuttgart, ebenfalls ein durch und durch korrekter Mann. Man kann sich das Ausmaß unserer Uninformiertheit angesichts der Informationsflut der heutigen, offenen und demokratischen Gesellschaft wohl kaum vorstellen. Wir wußten nicht, was andere Divisionen taten. Irgendwo habe ich einmal gehört, daß ganze Dörfer angezündet worden und dabei Bewohner in den Flammen umgekommen seien. Ich habe das nicht gese-

⁵ uk = unabkömmlich, d. h. er mußte nicht mehr bei der Wehrmacht dienen.

hen, ich kannte keine Täter, keinen genauen Ort und keine näheren Umstände – aber in kleinerem Kreis hat man das in der Abteilung erzählt.⁶

Irgendwann im Jahre 1943 bekam ich dann Heimaturlaub. Ich nahm einen Hund mit nach Hause und fuhr per Bahn durch Polen nach Deutschland. In irgendeiner polnischen Stadt stieg ein Offizier ein, wenn ich mich recht erinnere, ein Polizeioffizier. Er fragte mich, ob ich wüßte, was in Polen vorgehe. Ich wußte nichts. Dann erzählte er mir, daß hier massenweise Juden umgebracht würden. Wir hatten nie etwas Derartiges gehört und waren entsprechend ahnungslos. Ich konnte kaum glauben, was der Polizeioffizier erzählte, aber er bestätigte das Ganze nachdrücklich. Nach dem Ende meines Urlaubs erzählte ich meine Informationen den Kameraden in Rußland. Unser Arzt war sehr nachdenklich. Als Vertrauensperson war er meinen Berichten am ehesten zugänglich. Andere Kameraden schüttelten den Kopf und meinten, das könne nicht wahr sein, da habe mir jemand einen Bären aufgebunden. Regelrechte Schwierigkeiten bekam ich wegen meiner Äußerungen allerdings mit einem von den Offizieren meiner Abteilung. Er war empört und wütend und verbot mir schließlich ausdrücklich alle weiteren Reden über dieses Thema und drohte auch gegenüber dem Kommandeur mit harten Strafen. Um nicht noch mehr aufzufallen und einer Strafe zu entgehen, hielt ich den Mund.⁷

Wie ich Offizier wurde und mich durch unvorsichtiges Reden mehrfach in Schwierigkeiten brachte

In der Wehrmacht brachte ich es schließlich zum Hauptfeldwebel. Meine politische Haltung war bei meinen Vorgesetzten wohlbekannt, und ich bekam wegen verschiedener

Äußerungen auch einige Verwarnungen. Trotzdem wurde ich zum Reserve-Offiziers-Bewerber ernannt. Einmal hatte ich in mehr oder weniger angeheitertem Zustand der Wache als Parole entgegengerufen: „Heil Moskau!“ Meine Vorgesetzten waren empört und mindestens eine Woche lang auch ziemlich beunruhigt – denn wenn das an die falschen Ohren kam, konnte etwas ganz Böses herauskommen. Aber meine Unvorsichtigkeit drang wohl nicht über die Grenzen meiner Einheit hinaus.

Mir war angesichts meiner Ernennung zum Reserve-Offiziers-Bewerber übrigens gar nicht wohl, denn ich fürchtete, daß bei der Backnanger NSDAP-Kreisleitung Informationen über mich eingeholt würden – und je mehr man von dort über mich erfahren würde, desto unangenehmer konnte das für mich werden. 1942 oder Anfang 1943 – das weiß ich nicht mehr genau – kam für mich plötzlich und in dieser Schnelligkeit ganz unerwartet meine Ernennung zum Leutnant der Reserve! Ich wurde also in aller Form zum Leutnant befördert – und kaum war das geschehen, stellte sich eine peinliche Verwechslung heraus: Die Ernennung zum Leutnant hatte gar nicht mir gegolten, sondern einem Namensvetter Wilhelm Traub aus Schwäbisch Hall. Da die Wehrmacht aber nicht zugeben konnte, daß sie sich geirrt hatte, nahm mein Major Kontakt mit Berlin auf und regelte die Sache: Wilhelm Traub aus Backnang blieb Leutnant und Wilhelm Traub aus Schwäbisch Hall wurde Leutnant.

Im Zuge des deutschen Rückzugs aus Rußland geriet ich in der Stadt Pinsk wegen unvorsichtiger Reden erneut in Schwierigkeiten. In Pinsk waren irgendwelche Parteidienststellen und es gab etliche „Goldfasanen“ (so nannte man die buntbetreßten Funktionäre der NSDAP). In einem Verwaltungsgebäude mit großem Saal hing ein Hitlerbild. Ich war zum

⁶ Möglicherweise beziehen sich Traubs Aussagen über die Verbrennung von Dörfern und etlicher ihrer Einwohner durch deutsche Truppen auf den Ort Krasniza in Weißrußland. Dort war von Partisanen im Sommer 1942 ein deutsches Flugzeug abgeschossen worden, woraufhin die SS (nicht die Wehrmacht!) gemeinsam mit weißrussischer Polizei das Dorf niederbrannte und die angetroffene Bevölkerung ermordete. Der 92jährige weißrussische Augenzeuge Valerij Tscherkessow hob 1996 ausdrücklich hervor, daß ihn Wehrmachtssoldaten vor der drohenden Zerstörung des Dorfes durch SS und einheimische Polizei gewarnt und ihm so das Leben gerettet hätten. Vgl. Ludmilla Grischanowa: Die Reue. Eine weißrussische Redakteurin berichtet. – In: Deutsche Militärzeitschrift Nr. 14, Juli-September 1998, S. 10-12.

⁷ Mündlich hat Wilhelm Traub dazu ergänzt, daß er wegen des Mords an den Juden unsicher gewesen sei. Einerseits traute er den Nazis zwar alles Mögliche zu, und die Aussagen des Polizeioffiziers seien auch ziemlich eindeutig gewesen. Andererseits schien ein massenweiser Mord an Juden nach allem, was man konkret erlebt und gesehen hatte, schier nicht vorstellbar zu sein. Der Offizier, der schließlich das Redeverbot verhängte, habe wütend darauf hingewiesen, daß man sich nur wichtigmachen wolle, wenn man die Behauptungen des Polizeioffiziers weitergäbe. Gerüchte seien damals, so Traub, viele im Umlauf gewesen – und es habe keine Gewißheit gegeben, daß die Geschichte vom Massenmord an Juden nicht auch ein Gerücht gewesen sei. Erst nach 1945 habe man dann erfahren, daß die Aussagen des Polizeioffiziers der Wahrheit entsprochen hätten.

Quartiermachen für meine Abteilung dort und mir rutschte, ohne daß ich irgend etwas überlegt hatte, beim Anblick des Bildes heraus: „Schau dir die Visage an!“ Ich wurde von einigen BDM-Mädchen gehört, die sofort einen Riesenskandal machten. Umgehend wurde ich zum Ortskommandanten befohlen, der mich verhaftete und mir entsprechende peinliche Fragen stellte. Die Sache war dabei, für mich gefährlich zu werden. Ich versuchte mich herauszureden: Ich hätte doch nicht den Führer an sich gemeint, sondern nur die miserable Art der Abbildung, so daß sogar des Führers Gesicht zur Visage würde. Leider überzeugten meine Ausflüchte nicht. Glücklicherweise erfolgte ein russischer Durchbruch, und der Ortskommandant hatte jetzt andere Probleme. Er schickte mich fort. Jetzt wollten die „Goldfasanen“ mit meiner Einheit nach Westen fliehen, aber ich lehnte kategorisch ab.

Versetzung zu einer schießenden Artillerie-Abteilung, schwere Erkrankung und Ausbildung bei den Nebelwerfern

All das hat sich schon im Jahre 1944 abgespielt. In diesem Jahr wurde ich von meinen Vermessungsleuten weg zu einer schießenden Artillerie-Abteilung versetzt. Gleich bei der Ankunft bekam ich Fieber. Vielleicht waren die sehr unsauberen, ganz verlausten Unterkünfte daran schuld. Jedenfalls landete ich im Lazarett, wo ich von zwei Krankenschwestern wiedererkannt wurde. Ich hatte Fleckfieber. Das war eine gefährliche Sache, deshalb wurde ich in ein anderes Lazarett verlegt. Ich magerte ab bis auf 45 Kilogramm. Kurioserweise erinnere ich mich vor allem daran, daß ich nach drei Wochen eine Flasche Sekt bekam – wahrscheinlich weil das damals etwas ganz Ungewöhnliches war. Auf die Frage, was das sei, antwortete ich, es handle sich um Franzbranntwein. Schließlich verlegte man mich in ein Krankenhaus im Harz. Meine Frau holte mich dort schließlich nach Backnang ab, wo ich zu Dr. Groß in Behandlung kam. Dr. Groß überwies mich nach Schwäbisch Hall ins Diakonissen-Krankenhaus, weil ich in Backnang nicht ausreichend behandelt werden konnte. Das alles muß sich zur Zeit des Attentats auf Hitler um den 20. Juli 1944 herum abgespielt haben. Ich erinnere mich, daß man auf einmal nicht mehr wie üblich durch Anlegen der Hand an die Mütze grüßen durfte, sondern den Hitler-

gruß verwenden mußte – auch bei der Wehrmacht. Und das war ja bekanntlich im Anschluß an das Attentat auf Hitler der Fall.

Nach meiner Genesung wurde ich nach Munster in die Lüneburger Heide geschickt, um dort an Raketenwerfern, die man in Deutschland aus Geheimhaltungsgründen als Nebelwerfer bezeichnete, ausgebildet zu werden. Von Munster aus wurde ich nach Bukarest in Rumänien kommandiert. Auf dem Weg dorthin machte ich zwei Tage Halt in Backnang. In Bukarest blieb ich nicht lange, sondern kam dann in die Slowakei. Ich wurde, kaum angekommen, von Zivilisten zum Übernachten eingeladen, die außerordentlich freundlich waren. Aus Vorsicht lehnte ich aber ab; ich konnte nicht recht einschätzen, inwieweit die Freundlichkeit echt war. Mein weiterer Weg führte in die Lysa Gora, das ist ein Höhenzug südlich von Warschau. Dort traf ich im Dezember 1944 mit meiner Werfereinheit ein.

Meine Flucht durch Polen und Schlesien 1945 und das Kriegsende

Allzu lange blieben wir in der Lysa Gora nicht. Im neuen Jahr erfolgte am 12. Januar ein russischer Großangriff, und wir wurden schon nach zwei Tagen völlig überrollt. Fast unser gesamter Fuhrpark war zusammengeschoßen, wir hatten sämtliche Werfer verloren, an einen weiteren militärischen Widerstand war überhaupt nicht zu denken. Mir und einigen Kameraden gelang im tiefen Schnee die Flucht, aber wir waren hinter den russischen Linien. Hier sollte ich bis zum 8. April 1945 bleiben – fast drei Monate lang.

Meinen VW-Schwimmkübel hatten wir bald wegen Benzinmangels stehen lassen müssen. Es wurde ein fürchterliches Sich-Durchschlagen zu Fuß. Meist war ich auf meinem Weg nach Westen allein, hin und wieder traf ich andere Versprengte, die man dann wieder im Durcheinander verlor oder die von den Russen erschossen wurden. Die Russen erschossen versprengte deutsche Soldaten grundsätzlich – und entsprechend hatte ich Angst. Das Essen bekam man meistens bei polnischen Zivilisten. Manche waren einigermaßen freundlich – sie hatten offenbar vor den Russen mehr Angst als vor den Deutschen -, andere waren ablehnend oder absolut feindselig. Als ich einmal bei einem Bauern übernachten wollte, kam sofort das halbe Dorf. Mit vorgehaltener Maschinen-

pistole gelang mir gerade noch die Flucht. Das klappte ein andermal nicht: Ich war an ein Haus gekommen, wo kurz zuvor russische Soldaten einquartiert waren. Wir bekamen Brot und marschierten fluchtartig eiligst ab. Nach kurzer Zeit brach ich in einer tiefen Pfütze ins Eis ein – meine Kameraden ließen mich einfach stecken und rannten weiter. Ich schleppte mich, naß und durchgefroren, wie ich war, in ein Haus, wo ich aber sofort von Polen angegriffen wurde, die mir meine Maschinenpistole wegnahmen. Irgendwie gelang mir die Flucht, und ich rannte davon. Ich irrte über einen Tag lang im Wald herum und hatte schon alle Hoffnung verloren. Da traf ich zwei Polen, die als ehemalige Kriegsgefangene deutsch konnten. Sie zeigten mir ein Forsthaus, wo ich etwas zu essen bekommen könnte. Ich schlich mich an das Haus an und sah vor ihm sechs erschossene deutsche Soldaten auf dem Boden liegen, darunter ein Oberleutnant. Schließlich bekam ich dann aber doch etwas zu essen. Wie ich überlebt habe, ist kaum glaublich. Ich kam auf die abseitigsten Ideen – einmal habe ich sogar versucht, einen Rehbock zu fangen, was mir natürlich nicht gelang. Aber der Mensch tut alles, wenn es ums Überleben geht.

Im Laufe der Zeit überquerte ich die deutsch-polnische Grenze und erreichte Schlesien. Dieses war längst von den Russen besetzt. Ich marschierte auf Breslau zu. Alle Dörfer waren menschenleer, ich sah nur ganz kleine russische Kommandos, denen ich immer auswich. Ganz in der Nähe Breslaus stieß ich in einem Dorf einmal auf eine komplette russische Einheit. Manchmal hatte ich auch Glück: Einmal hatte ich in einem verlassenem Haus Honig gefunden. Als ich ein andermal in der Nähe von Ohlau allein umherirrte, fand ich im Keller eines verlassenem Hauses eine Menge Spargel. Als ich den im Keller kochte, fuhren auf einmal Russen vor. Ich saß im Keller, sie im Erdgeschoß. Irgendwie gelang mir trotzdem die Flucht – die Russen schossen dabei hinter mir her. Ein andermal, als ich wieder einmal mit zwei deutschen Soldaten zusammen war – einer war im Zivilberuf Bäcker, der andere Bauer – entdeckten wir zu unserem Schrecken nach einer Übernachtung in einem menschenleeren schlesischen Dorf russische Soldaten. Jetzt ging die Flucht wieder los. Ich schlug zwei Russen nieder und rannte davon. Durch den Lärm kamen andere Russen heran und eröffne-

ten das Feuer. Meine beiden Begleiter wurden erschossen, mir glückte es zu entkommen. Ich habe nach dem Krieg an die Eltern der beiden einen Brief geschrieben, in dem ich den unglücklichen Leuten mitteilte, wie ihre Söhne umgekommen waren. Die Leute wohnten im Odenwald.

Ein Problem war auch, über die Oder zu kommen. Auf meiner Suche nach einer Überquerungsmöglichkeit traf ich in der Nähe von Steinau/Oder in einer Mühle seit längerer Zeit wieder zwei versprengte deutsche Soldaten. Wir entdeckten zusammen einen Kahn, mit dem wir nachts über die Oder ruderten. Auf der Westseite der Oder fanden wir in einem kleinen Ort sogar noch die deutschen Bewohner. Sie erzählten mir von unvorstellbaren Grausamkeiten, die die russischen Soldaten bei der Besetzung des Dorfes begangen hatten. Dann ging die Flucht auf Lauban in Niederschlesien weiter. Nachts konnte man schon die Leuchtkugeln von der Front sehen. Wir übernachteten in einem Schweinestall, der zu einem Rittergut gehörte. Die Lage wurde noch einmal gefährlich, weil tagsüber im oberen Stock wieder einmal Russen auftauchten und sich dort einquartierten. Aber es gelang uns, in der nächsten Nacht davonzuschleichen. Ich überquerte die teils verminte Hauptkampflinie in der Nähe der Görlitzer Neiße und traf am 8. April 1945 plötzlich einen deutschen Posten – meine Odyssee hinter den russischen Linien hatte ein Ende. Auch den beiden anderen Kameraden war es gelungen, heil auf die deutsche Seite herüberzukommen.

Ich wurde wenige Tage später nach Görlitz in eine sogenannte Rückkämpfer-Sammelstelle gebracht. Da in Görlitz eine Nebelwerfer-Einheit lag, sollte ich diese gleich übernehmen. Mit dieser Einheit war ich bis ganz zum Schluß des Krieges im Einsatz. Zwischendurch war ich vorübergehend nochmals kurz verhaftet worden, weil irgend jemand glaubte, ich sei ein Seydlitz-Spion. Das waren deutsche Soldaten, die vom „Nationalkomitee Freies Deutschland“ auf die deutsche Seite der Front geschickt wurden. Das „Nationalkomitee“ war auf Befehl der Russen von kriegsgefangenen deutschen Soldaten gegründet worden. In ihm spielte der General Seydlitz eine führende Rolle.

Bei Bautzen gab ich in den allerletzten Kriegstagen meinen letzten Feuerbefehl. Wir verschossen alle unsere Raketen. Wenig später



Wilhelm Traub bei einer Hochzeit etwa im Jahre 1948 zusammen mit seiner Frau Klara geb. Brucker (*1915, †1988) und seinem Sohn Wilhelm (*1945).

sollten wir uns den Russen ergeben. Diese Aussicht war keinem angenehm. In russische Gefangenschaft wollte niemand kommen und ich – nach meinen Erlebnissen hinter der russischen Front – erst recht nicht. Alle versuchten sich irgendwie nach Westen durchzuschlagen. Ich nahm ein Fahrrad und fuhr damit nach Ausig im Sudetenland. Hier hatten mittlerweile die dort lebenden Sudetendeutschen nichts mehr zu sagen, vielmehr hatten die Tschechen die Herrschaft übernommen. Ich war vom Regen in die Traufe gekommen, denn jetzt wollten mich die Tschechen gefangennehmen. Mit vorgehaltener Pistole konnte ich den Tschechen entkommen und floh weiter quer durch das Sudetenland über Tux und Brüx. Einmal schossen die Tschechen dabei auf mich. Ich war wieder in der gleichen Lage wie seinerzeit hinter den russischen Linien. Schließlich landete ich in Sonnenberg und in Hundshübel. Ich übernachtete bei einem Postbeamten. Wenigstens gab es hier noch die – wenn auch völlig verängstigte – deutsche Bevölkerung. Als plötzlich die Russen auftauchten, schlug ich mich sofort in Richtung der Amerikaner durch, die in Rehau stehen sollten. In russische Hand wollte ich jetzt nicht mehr fallen.

Die Amerikaner, denen ich in die Hände geriet, waren indessen zunächst kaum besser:

Sie raubten mich erst völlig aus und sperrten mich dann ein. Anders als die Russen haben mich die Amerikaner aber dann relativ bald entlassen. Ich schlug mich weiter in Richtung Heimat durch. Am 6. Juni 1945 bekam ich vom Hauptquartier des 117. amerikanischen Infanterieregiments der 30. Infanteriedivision eine Entlassungsbescheinigung. In ihr stand, daß ich nicht als Gefahr für die Sicherheit betrachtet wurde und kein Mitglied der SS gewesen sei. Bei Nürnberg gelang es mir schließlich sogar, zusammen mit einer Krankenschwester von den Amerikanern mit dem Auto mitgenommen zu werden. Im Juli 1945 war ich wieder zurück in Backnang.

Die Nachkriegszeit

Wieder zu Hause in Backnang:
Neugründung der Backnanger SPD und
Erfahrungen mit den Backnanger
Kommunisten

Was ich hier erlebte, verschlug mir schier die Sprache. Ich war gerade zwei Tage da, als ich einen Brief von dem kommunistischen Bürgermeister Wohlfarth erhielt, ich solle mich auf dem Rathaus melden. Als ich hinging, beschimpfte mich Wohlfarth: Ich sei Offizier gewesen und damit ein Nazi. Ich sollte sogar,

wie es mit den ehemaligen Parteigenossen gemacht wurde, Zwangsarbeit leisten. Die ehemaligen Nazis kamen an der gesprengten Aspacher Brücke zum Arbeitseinsatz. Ich lehnte es strikt ab, mit diesen Leuten zu arbeiten und mußte es schließlich auch nicht tun – es gab in Backnang zum Glück noch andere Leute als Wohlfarth, und die kannten meine politische Einstellung.

In der nächsten Zeit gründete ich zusammen mit Hermann Lachenmaier die Backnanger SPD neu. Ich besitze noch auf dem alten, brüchigen Papier von damals ein Rundschrei-

ben vom 11. November 1945, aus dem einige wichtige Fakten hervorgehen. Grundsätzlich möchte ich für die Jahre nach 1945 immer wieder Originalquellen sprechen lassen, die ich erst von dieser Zeit an besitze. Fast alles, was von vor 1933 stammt, hat die Nazi-Zeit nicht überlebt. Das Rundschreiben meines Freundes Lachenmaier sei als erster von verschiedenen Texten wörtlich wiedergegeben, nicht zuletzt auch, weil es eine Liste all jener ehemaligen SPD-Genossen von vor 1933 enthält, die den Krieg überlebt hatten und die wir damals zur Neugründung wieder gewinnen wollten:

Sozialdemokratische Partei
Kreis Backnang

Backnang, den 11. Nov. 1945

Werter Parteifreund!

Die Sozialdemokratische Partei Kreis Backnang ist mit dem 6. Nov. 45 wieder zugelassen worden. Unsere erste vorbereitende Besprechung findet am Dienstag, den 13. Nov. 1945, 18.00 Uhr im Gasthaus zum Anker (Nebenzimmer) statt. Ich bitte Dich, zu dieser Besprechung zu erscheinen.

Mit Parteigruss!
(Unterschrift:)
Lachenmaier

Name	Wohnung
Engert, Fritz	Backnang, Gerberstr. 45
Olzinger, Hans	dto., Rosslauf 58
Freytag, Karl	dto., Koppenberg 12
Weiss, Rudolf	dto., Maubacherstr. 13
Odenwälder, Fritz	Ungeheuerhof
Maier, Gottlob	Backnang, Robert-Kaess-Siedlung
Reber, Karl	dto., Wassergasse 8
Lachenmaier, Hermann	dto., Hasenhälde 6
Krautter, Karl	dto., Röttlensweg 11
Schaal, Karl	dto., Schillerstr. 18
Wehn, Ludwig	dto., Göthestr. 9
Ehret, Robert	dto., Gartenstr. 55
Traub, Wilhelm	dto., Sulzbacherstr. 86
Betz, Karl	dto., Gerberstr.
Bräutigam, Anton	dto., Gartenstr.
Fussner	dto., bei Mahle
Flamm, Ernst	dto., Zwischenäckerle
Wieland, Fritz	dto., Gartenstrasse
Oesterle, Fritz	dto., Saarstrasse
Kemmler, Wilhelm	dto., Aspacherstrasse
Reber, Johann	dto., Aspacherstrasse
Veil, Wilhelm	dto. Wilhelmstrasse
Wohlfahrt, Karl	dto., Eduard-Breuninger-Strasse

Einige Monate später, anlässlich der Neugründung der Arbeiterwohlfahrt, traf ich wieder mit dem Kommunisten Wohlfarth zusammen. Diesmal war auch seine Frau dabei. Lachenmaier und ich wurden von ihnen bedrängt, die örtliche SPD und die örtliche KPD zu einer Partei zusammenzuschließen – genau wie es gleichzeitig in der sowjetisch besetzten Zone geschah. Wir lehnten strikt ab, woraufhin ich von den beiden massiv bedroht wurde: Die Russen kämen bald und, so hielten sie mir entgegen: „Dann sind Sie der erste, der erschossen wird.“ Das kannte ich, ich hatte die Segnungen des Kommunismus in Rußland und bei meinem dreimonatigen Aufenthalt hinter der Front ja genügend kennengelernt. Ich antwortete in der Sprache, die diese Leute allein verstanden: „Aber bevor mich die Russen an die Wand stellen, erschieße ich noch möglichst viele von euch!“

Der Umgang mit der Besatzungsmacht

Meine etwas gemischten Erfahrungen mit den Amerikanern am Ende des Krieges habe ich bereits oben beschrieben. Als ich in Backnang angekommen war, erfuhr ich von einem weiteren Ereignis, das nicht eben Sympathien für die Amerikaner erzeugte: Die einzige Tochter meines Schwagers war am vorletzten Kriegstag durch eine amerikanische Bombe getötet worden. Ebenso war auch die Freundin des kleinen Mädchens ein Opfer der Bombe geworden. Die Kinder hatten vor dem Nachbarhaus in der Sulzbacher Straße in Backnang gespielt.

Als die Amerikaner in Backnang einmarschierten, lag meine Frau im Hilfskrankenhaus, das sich in unmittelbarer Nähe des Wohnsitzes des Kreisleiters befand. Alle Patienten hatten Angst vor den Amerikanern. Ob das Krankenhaus durchsucht wurde, weiß ich nicht genau, da ich zu dieser Zeit noch beim Militär war. Meine Frau sagte mir nur, daß die Amerikaner ins Patientenzimmer hereingeschaut hätten, dann aber weggegangen seien. In dieser Zeit hat meine Frau unseren Sohn geboren.

Ich selbst hatte nach meiner Rückkehr nie Schwierigkeiten mit den Amerikanern. Sie hatten zwar meine Wohnung durchsucht und in meinem Gartenhaus an der Sulzbacher Straße einen Säbel gefunden. Darauf hatten sie viele Fragen an meine Frau und meinen Schwager, der sich gerade im Garten neben dem Häuschen aufhielt. Sie nahmen ihren Fund mit.

Captain Burchell, den amerikanischen Ortskommandanten von Backnang, bekam ich nur einmal persönlich zu Gesicht, und zwar war ich auf eine Faschingsparty in der Villa Schweizer auf dem Hagenbach eingeladen. Dort ging es recht lustig zu. Ich hatte mich vom Friseur vorher „anmalen“ lassen, so daß mich viele nicht gleich erkannten. Einmal wurde ich von Burchell zur Jagd eingeladen. Leider fiel dann in der Nacht soviel Schnee, daß die Jagd abgeblasen werden mußte. Ihn als Person zu beschreiben, ist mir daher nicht möglich. Ich weiß nur, daß verschiedene Betriebe von ihren Besitzern, sofern diese Nazis gewesen waren, lange Zeit nicht betreten werden durften, so auch die Buchdruckerei Stroh. Es wurde ein Geschäftsführer eingesetzt. Deshalb gab es in den Anfangsjahren nach 1945 leider auch keine Zeitung. Auch der „Murrta-Bote“ durfte nicht herausgegeben werden. Es gab statt dessen eine Art kleines Amtsblatt. Der Inhalt, wie alle Druckerzeugnisse, mußte von der Militärregierung Burchells durchgesehen werden. Die Familie Stroh durfte in dieser Zeit ihren Betrieb beziehungsweise Verlag nicht mehr ungenehmigt betreten.

Die erste Gemeinderatswahl vom Januar 1946

Für den 27. Januar 1946 hatte die amerikanische Besatzungsmacht die ersten Wahlen in ihrer Zone angesetzt. Es gelang der Backnanger SPD trotz der damaligen Papierknappheit, ein von mir formuliertes Flugblatt anzufertigen, das sich besonders an die Jugend wandte, die das erstmal in ihrem Leben in der Lage war, wählen zu dürfen. Ich besitze dieses Flugblatt noch. Außerdem brachten wir Flugblätter zum Einsatz, die von der SPD in Stuttgart gedruckt worden waren. Flugblätter zu drucken, war damals nicht nur wegen des Papiermangels nicht ganz leicht, zusätzlich mußten alle Flugblätter von der Besatzungsmacht genehmigt werden, die gegebenenfalls in den Inhalt eingriff und genau vorschrieb, wie groß die Auflage werden durfte.

Ich selbst war bei den Gemeinderatswahlen vom Januar 1946 in der Wahlkommission eingesetzt. Auch darüber brauchte man eine Bescheinigung der Amerikaner, die ich noch besitze. Darin bescheinigte der Oberleutnant Frank R. Tidwell, daß ich in „official business“ eingesetzt und deshalb in der Nacht vom 27.

auf 28. Januar 1946 von der Ausgangssperre befreit sei.

Die Entnazifizierung

Im weiteren Verlauf des Jahres 1946 beschäftigte die Menschen dann insbesondere die Entnazifizierung. Jeder Deutsche hatte sich einer Spruchkammer zu stellen und Rechenschaft über sein Verhalten in den zurückliegenden zwölf Jahren abzulegen. Man erhielt dann eine Einstufung als „entlastet“, als „Mitläufer“, als „belastet“ oder als „Hauptschuldiger“. Da in weiten Teilen der Bevölkerung wegen der Entnazifizierung große Angst herrschte, organisierte die Backnanger SPD am 7. August 1946 eine Versammlung im „Waldhorn“, wo der Backnanger Spruchkammer-Vorsitzende Dr. Weiler die Prinzipien der Entnazifizierung erläuterte. So notwendig die Entnazifizierung grundsätzlich war, so unbefriedigend verlief sie später in der Praxis. Die kleinen Nazis und Mitläufer wurden oft über die Maßen belästigt, den einigermassen prominenten gelang es aufgrund ihrer Beziehungen – auch in Backnang – meist, ziemlich ungeschoren davonzukommen. Weil sich die Verfahren schließlich jahrelang dahinschleppten, empfand man sie mit der Zeit nur noch als lästige Pflichtübung.

Der Bombenanschlag vom Oktober 1946

Mit dem Ende der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse im Oktober 1946 versuchten einige unbelehrbare Nazis mit Bombenanschlägen gegen die Entnazifizierungs-Spruchkammern in Backnang und Stuttgart ein Fanal zu setzen. Es war von ihnen sogar geplant, wie man viel später erfahren hat, Hermann Göring, den ranghöchsten der in Nürnberg inhaftierten Nazis zu befreien. Die Erregung über diese sinnlosen Anschläge war ungeheuer. Ich habe damals eine Rede gehalten, deren Text ich noch im Original besitze. Er lautet:

Rede am 22. 10. 46

„Liebe Anwesende!

Als Sprecher der Sozialdemokratischen Partei protestiere ich im Namen der schaffenden Bevölkerung Backnangs gegen die Anschläge auf die Spruchkammern Backnang und Stuttgart und gegen die sonstigen derzeitigen reaktionären und faschistischen Umtriebe.

Schüsse und Anschläge waren immer Marksteine in der Geschichte. Sie führten entweder

zu schweren politischen Verwicklungen oder aber zu grossen und blutigen Kriegen.

Die Nutzniesser solcher Anschläge und ihrer Auswirkungen waren immer das Grosskapital, die Hochfinanz, die Leidtragenden aber die Schaffenden in Stadt und Land. So wird es auch bei diesen Anschlägen sein.

An der Entnazifizierung wird sich dadurch nichts ändern, oder glaubt jemand, dass er der Spruchkammer damit einen Dienst erweist, wenn er ihr eine Granate auf das Fenstersims legt und sie dort zur Entzündung bringt? Das Gesetz zur Befreiung vom Nationalismus und Militarismus wurde geschaffen, um endlich die Entnazifizierung so schnell wie möglich durchzuführen. Die Spruchkammern wurden geschaffen, um hier das Mass der Schuld des einzelnen festzustellen.

Jeder Pg. lief im letzten Jahr mit viel Sorgen umher. Die Angst, was werden sollte, bedrückte ihn. Seit die Spruchkammer in Tätigkeit ist, weiss er wenigstens, wie er etwa eingestuft wird, hat also Hoffnung, bald wieder von dieser Sorge befreit zu werden. Jeder bringt seine Entlastungszeugen, und von den Mitarbeitern bei der Spruchkammer glaubt bald keiner mehr, dass es einmal Nazis gegeben hat oder gar Militaristen, wenn er die ganzen Entlastungszeugnisse liest.

Wir hoffen und wünschen nur, dass das Bersten dieser Granate alle massgebenden Leute wieder aufgeschreckt hat und ihnen zeigt, dass es doch noch eine Reaktion gibt und dass es vor allen Dingen die schaffende Bevölkerung aufweckt und ihr zeigt, dass auch heute schon wieder Kräfte am Werk sind, die unseren friedlichen Aufbau mit allen Mitteln sabotieren und die kein Interesse an einem dauerhaften Frieden haben. Es sind wieder genau dieselben Kräfte, die auch 1918/1933 am Werk waren und die Hitler zur Macht verholpen haben.

Was wir wollen, ist endlich einmal Ruhe und Frieden! Wir haben in den letzten 12 Jahren wirklich genug Unruhe gehabt, haben einen Krieg über uns ergehen lassen, der in seinem Ausmass der grösste und schrecklichste aller Zeiten war. Hatten wir als arbeitende Bevölkerung schon einmal einen Nutzen aus einem Krieg? Ich glaube nicht, ich weiss nur, dass der Krieg ungeheure Menschenopfer forderte und nichts als Krüppel und unglückliche Menschen zurückliess. Wer glaubt, dass er durch neuen Terror eine Besserung unserer

Lage herbeiführe, der ist wirklich ein armer Tropf, genau so wie der, der sich etwas von einem künftigen Krieg verspricht.

Wir fragen uns, hat es überhaupt einen Sinn, zu Menschen so etwas zu reden, die Hunger haben und die vielleicht bald frieren werden?

Ja es hat einen Sinn, denn die gesamte Bevölkerung muss sich einmal darüber klar werden, dass wir nicht nur arbeiten wollen, sondern dass wir auch einmal denken lernen müssen. Wenn nämlich die schaffende Bevölkerung etwas mehr denken würde, dann wäre unsere Lage eine andere.

Wir lehnen den Terror und die Gewaltmassnahmen des Dritten Reiches ab, wir lassen es uns aber nicht nehmen, in öffentlichen Kundgebungen unseren Willen darzutun. So lange wir einen kapitalistischen Staat und eine kapitalistische Wirtschaftsordnung haben, wird uns nichts anderes übrig bleiben, als in grossen Organisationen, Massenversammlungen und, wenn es sein muss, in Massendemonstrationen und vielleicht auch einmal wieder in einem Streik unseren Willen zu einem friedlichen Aufbau und für eine soziale Gerechtigkeit zum Ausdruck zu bringen. Das Gegengewicht gegen das weltbeherrschende Geld ist die Gesamtheit der arbeitenden Bevölkerung, und wenn diese sich ihrer Aufgabe bewusst ist, dann werden diese Reaktionäre sehr bald eines anderen belehrt werden.

Wir sagen deshalb heute den Kampf an allen reaktionären und faschistischen Kräften mit und ohne Parteibuch, ganz gleich, in welchem Lager sie stehen und wo sie sind. Wir fordern die gesamte Bevölkerung auf, gegen alle faschistischen und reaktionären Umtriebe Stellung zu nehmen. Wenn an denjenigen, die Anschläge verüben, die Wirkung des Anschlages rasch ausprobiert wird und wenn die Wirkung aller für den Krieg bestimmter Waffen an denen, die ein Interesse an der Welt haben, ausprobiert wird!

Wir fordern vor allen Dingen die Jugend auf zu beweisen, dass die Amnestie nicht unrichtig war. Derjenige unter euch, der wirklich die Härte des Krieges zu spüren bekommen hat, wird vom Kriege ein für allemal geheilt sein. Wir fordern euch auf, euch nicht zu solchen unüberlegten Taten hinreissen zu lassen, denn der kommende Staat ist euer Staat und wenn ihr ihm jetzt schon wieder das Wasser abgraben wollt, dann dürfte das Leben

für euch überhaupt nicht mehr lebenswert sein.

Die Eltern rufen wir auf, ihre Kinder im Geiste der Freiheit zu anständigen Menschen zu erziehen, die auch ohne preussischen Militarismus gehorchen und ihre Pflicht tun!

Protest erheben wir an dieser Stelle dagegen, dass die in Nürnberg freigesprochenen Schacht, Papen und Fritsche nicht längst abgeurteilt sind. Sie tragen an unserem Elend mehr Schuld als der aktivste Nationalsozialist in unserem Kreis. Wir haben allen Grund zu dieser Forderung, da gerade der Freigesprochene Schacht in unserem Kreis unweit von Backnang Asyl bei seinem, wie er sagt, Freund Reusch gefunden hat. Wir kennen diese Freunde. Wir sehen hier ganz deutlich, wer die Männer um Hitler waren und wer seinen Nutzen aus dem Krieg, der uns soviel Leid brachte, gezogen hat. Wir verlangen daher auch eine Aburteilung sämtlicher Großindustriellen, ob mit oder ohne Parteibuch.

Im Katharinenhof verkehrte ein Herr von Papen schon im zweiten Reich, die Männer um Hitler im Dritten Reich und heute sucht die Reaktion bei ihresgleichen dort schon wieder Unterschlupf. Uns belegt man unsere kleinen Wohnungen mit Flüchtlingen, vor dem Schloss von Herrn Reusch schreckt man wegen der „historischen“ Werte zurück. Weg mit diesen historischen Werten ins Museum. Wenn Herr Reusch Platz für Herrn Schacht hatte, hat er diesen auch für Flüchtlinge! Die goldenen und silbernen Teppiche können auch anderswo aufbewahrt werden.

Wenn Herr Schacht auch heute seinen Stehkragen nicht mehr trägt, er und die gesamte Reaktion sind nach wie vor am Werk. Lassen wir uns nicht täuschen. Wir wissen heute noch nicht, wer den Anschlag verübt hat, aber soviel wissen wir, wenn die arbeitende Bevölkerung in ihrer Gesamtheit gegen diese Umtriebe Stellung nimmt, dann werden wir in der Lage sein, den friedlichen Aufbau unseres Staates zu sichern.

Sind Sie sich darüber im klaren: Auf uns wartet nichts als Hunger, Kälte, viel Leid und Not. Vielleicht bringt diese Not die gesamte Bevölkerung einmal zur Einsicht und gibt ihr Mut, gegen diejenigen vorzugehen, die an diesem masslosen Elend schuldig sind. Vielleicht ist die Einstellung gegen die aktiven Nazis und Militaristen dann eine andere und vielleicht findet die Mas-

se der arbeitenden Bevölkerung dann den Weg dahin, wo sie kraft ihrer Herkunft hingehört.

Aber allen Reaktionären und Faschisten, die den Weg zur Umkehr noch nicht gefunden haben, rufen wir zu: „Hütet euch, wir sind bereit und werden da zupacken, wo es uns notwendig erscheint!“

Meine Rede bezog sich nicht nur auf die Anschläge, sondern auch auf den ehemaligen Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht, der in Nürnberg freigesprochen worden war und im Schloß Katharinenhof, das dem Großindustriellen Reusch gehörte, Unterkunft erhalten hatte. Schachts Aufenthalt auf dem Katharinenhof empörte uns damals sehr.⁸

Meine Tätigkeit in den Vereinen

Ich war nicht nur politisch tätig, sondern engagierte mich nach der Rückkehr in die Heimat auch stark in verschiedenen Vereinen. Es gab in Backnang vor 1933 mehrere Sportvereine. Der älteste war wohl der Turnerbund. Dann gab es einen Fußballverein, einen Kraftsportverein, einen Arbeiter-Turn- und Sportverein. Vorsitzender bei den Turnern war Herr Knapp, beim Fußball Herr Schleicher und beim Arbeiter-Turn- und Sportverein Herr Erb. Als Beauftragter der Militärregierung war ich zuständig für die Neuzulassung von Vereinen. Mein Gedanke war es damals, daß wenigstens die Sportvereine rasch wieder tätig werden sollten. Nachdem ein Antrag von Herrn Knapp auf Zulassung des Turnvereins einging, erhielt dieser rasch die Genehmigung. Als allerdings die Amerikaner feststellten, daß Knapp Mitglied der NSDAP gewesen war, zogen sie die Genehmigung wieder zurück. Ich überlegte, was ich tun könnte, und kam auf den Gedanken, einen Großverein zu gründen, der auch gegenüber der Stadt ganz anders auftreten hätte können. Mein Vorschlag war deshalb, eine Turn- und Sportgemeinschaft mit selbständigen Abteilungen zu schaffen. Das war mit den Amerikanern aber nicht zu machen. Man mußte das anders anpacken.

Deshalb lud ich die Herrn Knapp (Turnen), Schleicher (Fußball) und Erb (Schwerathletik

und damals Boxen) abends zwei- oder dreimal in die AOK ein, wo ich seit Ende 1945 Geschäftsführer war. Wir besprachen erst einmal die Situation. Als Bereitschaft bestand, einen Verein wie den von mir vorgeschlagenen zu gründen, gingen wir an die Formulierung der Satzung, die in einer letzten Besprechung nochmals ergänzt wurde. Ich schrieb die Satzung mit meiner Kleinschreibmaschine auf – in dieser Originalfassung besitze ich sie heute (1998) noch. Am 9. Mai 1946 wurde die Satzung aufgestellt und trat am 12. Mai in Kraft. Sie wurde in einer Mitgliederversammlung genehmigt, vermutlich war das am 25. Mai 1946. Ich wurde zum Vorsitzenden gewählt und hatte dieses Amt bis 1947 inne. Der Verein hieß anfangs Sportvereinigung Backnang und wurde erst später in Turn- und Sportgemeinschaft (TSG) umgewandelt.

Inzwischen war Emil Erlenbusch von Friedrichshafen, wo er während des Krieges in einem Rüstungsbetrieb gearbeitet hatte, nach Backnang umgezogen und fand eine Unterkunft bei Verwandten in der Karl-Krische-Straße. Ich fragte ihn, ob er nicht den Vorsitz im neuen Verein übernehmen wolle, da er schon vor 1933 Fußballspieler gewesen war. Er bekundete seine Bereitschaft, worauf ich Präsident Keller in Stuttgart, der mit Genehmigung der Militärregierung für den Sport in Nordwürttemberg zuständig war, bat, doch einmal zu einer Mitgliederversammlung nach Backnang zu kommen. Keller war wie ich alter Sozialdemokrat. Sein Besuch erfolgte schon nach kurzer Zeit. Ich schlug dann Emil Erlenbusch als Vorsitzenden vor, zumal ich damals bereits wußte, daß ich in den Landtag gehen sollte. Erlenbusch wurde auch zum Vorsitzenden gewählt. Bei einem viel späteren Geburtstag Erlenbuschs gab es einige Unklarheiten über die Nachkriegsgeschichte von TSG bzw. Sportvereinigung. Erlenbusch wurde seinerzeit als Gründer der Sportvereinigung geehrt, was so nicht richtig war.

Außer um den Backnanger Sport kümmerte ich mich nach 1945 auch um die Gesangsvereine des Kreises. Ich lud sie 1946 zu einer Ver-

⁸ Es war damals offenbar in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen worden, weshalb Hjalmar Schacht freigesprochen worden war: Schacht hatte sich 1938/39 mit Hitler und den Nazis überworfen, nachdem Hitler die Mefo-Wechsel – eine Art von Staatsanleihen – nicht vertragsgemäß an die Kreditgeber zurückzahlen, sondern mit neuen Schuldverschreibungen offenkundigen Betrug und Vertragsbruch begehen wollte. Hitler konnte die Mefo-Wechsel nicht zurückzahlen, weil seine Politik konsequent auf die Eröffnung des Krieges hinarbeitete und damit einen unstillbaren Kapitaldurst hatte. Schacht war nicht bereit gewesen, Hitlers Politik weiter zu unterstützen und trat als Reichsbankpräsident zurück. Insofern traf die harte Kritik Traubs mit Schacht wohl nicht ganz den Richtigen.

sammlung nach Backnang ein, und die Vertreter kamen sehr zahlreich. Den Namen des in Stuttgart zuständigen Referenten weiß ich nicht mehr sicher. Ich glaube, es war David Stetter, der spätere Arbeitsminister. Da es wegen der Kriegszerstörungen noch keine Bahnverbindungen gab, habe ich Herrn Landrat Limbeck gebeten, zwei mit Holzvergasern getriebene Busse zur Abholung und zum Rücktransport der Leute zur Verfügung zu stellen, was dann auch geschah.

Schließlich und endlich half ich 1945/46 mit, den Wanderverein der Naturfreunde neu zu gründen. Die Naturfreunde, die 1919 gegründet worden waren, hatten in den 20er Jahren bei Sechselberg ein Haus gebaut, das die Nazis sich aneigneten. Der SA-Obersturmführer Keller „kaufte“ das Naturfreunde-Haus 1936 um einen lächerlich geringen Preis. Man hatte die Naturfreunde vor die Alternative gestellt, zu verkaufen oder verhaftet zu werden. Jetzt ging es nach Kriegsende darum, die Naturfreunde als Organisation wiederzugründen und sich um die Rückgabe des Hauses einzusetzen. Ich war von Ende 1945 bis 1947 Vorsitzender des Backnanger Gesamtvereins der Naturfreunde, bis Karl Binder – er war vor 1933 Vorsitzender gewesen – nach erfolgter Entnazifizierung den Vorsitz übernehmen konnte. Außerdem gründete ich bereits 1945 die Naturfreunde-Jugend. Eine Frau Tränkle, die am Kalten Wasser wohnte, stellte uns dafür ihren Verkaufsraum zur Verfügung. Tische und Stühle erhielten wir vom Ratsstüble. Da der Ex-Nazi Keller das Naturfreunde-Haus nicht freiwillig herausgab, mußten wir verschiedene Prozesse führen, und es dauerte bis Ende 1950, bis das Haus endlich wieder in unseren Besitz überging. Ich hielt die Rede bei der Eröffnung.

Eine Rede von 1947

In meinen Unterlagen findet sich noch ein weiterer Redetext. Leider fehlt das erste Blatt, so daß er nicht ganz vollständig ist und auch nicht genau datiert werden kann. Trotzdem erscheint er mir für das damalige politische Denken außerordentlich wichtig zu sein. Der

Redetext stammt von etwa Mitte 1947 – ich erwähne an einer Stelle, daß der Krieg nun zwei Jahre vorbei sei.

[...fehlender Text...] eine 12-jährige Hitler-Diktatur zu bezahlen.

Angesichts dieser Tatsache müssen wir uns immer wieder fragen, hat es die breite Masse unsres Volkes und überhaupt der Völker der Welt verdient, ein solches Dasein zu führen? Muss das so sein?

Wir verkennen nicht, dass wir als Deutsche ausserordentlich viel Schuld auf uns geladen haben, indem wir Konzentrationslager errichteten, dort Menschen vergasteten und zu Tode quälten. Wenn aber Unrecht mit Unrecht heimbezahlt wird, ist es noch lange kein Recht!

Wir wissen sehr genau, dass wir kein Recht haben, heute plötzlich an unsere demokratische Brust zu klopfen und von Demokratie zu reden und Demokratie zu verlangen. Wir haben uns als Deutsche 12 Jahre lang nicht mehr der demokratischen Mittel bedient. Ich habe keine deutschen Männer gesehen, die in der Hitlerzeit gestreikt haben, als Deutschland aufrüstete und damit jedem klar werden musste, dass wir einem Krieg zutreiben müssen. Das bezieht sich aber nicht etwa nur auf den Arbeiter, sondern im gleich grossen Masse auf alle anderen Bevölkerungsschichten und Kreise.

Mit Recht sagt heute die übrige Welt, warum hat Deutschland seinerzeit diese demokratischen Mittel nicht angewandt. – So sagt die Welt und denkt die Welt über uns! –

Wie denken aber wir über die Welt?

Wir haben auch ein Recht zu fragen, warum der Papst damals ein Konkordat mit Hitler abschloss, warum Polen einen Freundschaftsvertrag mit Deutschland schloss, warum England einen Flottenvertrag mit Deutschland machte und ihm damit die Aufrüstung zur See ermöglichte, warum die ganze Welt zur Olympiade nach Deutschland kam, warum sie gegen die Besetzung des Rheinlandes, Oesterreichs und des Sudetenlandes nichts unternommen hat und warum sie gegen die ungeheure Aufrüstung Deutschlands nichts getan hat, wo es ihr doch auch nicht verborgen bleiben konnte?⁹

⁹ Die in Traubs Rede genannten Punkte über eine Mitverantwortung der Alliierten an Hitlers Aufstieg und seinen Erfolgen hört man merkwürdigerweise in der heutigen historisch-politischen Diskussion nie. Daß Traub mit seinen kritischen Fragen voll und ganz recht hat, unterliegt indessen nicht dem geringsten Zweifel: In der Tat haben die Westmächte – allen voran England – den deutschen Diktator bis Anfang 1939 gehätschelt und gepflegt und ihm Zugeständnisse gemacht, die sie den demokratischen Regierungen vor Hitler nie auch nur ansatzweise gemacht hätten. Damit haben die Westmächte entscheidend dazu beigetragen, einen Erfolg des 1938 von Generaloberst Ludwig Beck aufgebauten deutschen Widerstandes gegen Hitler unmöglich zu machen.

Wir haben weiter ein Recht zu fragen, warum man bis heute noch unsere Kriegsgefangenen nicht freilässt, warum sie heute noch unter menschenunwürdigen Verhältnissen draussen verharren müssen, während die wirklichen Verbrecher an unserem Elend in Deutschland im Internierungslager sitzen und dort nicht schlecht behandelt werden? [hier Bleistiftnotiz: Dez 48]

Wir fragen, warum man unsere deutschen Landsleute aus dem Osten und Südosten genau so vertreibt, wie einst die hitlerschen Kopfjäger in Polen und Russland die dortigen Arbeitskräfte abtransportiert haben?¹⁰

Wenn Unrecht mit Unrecht vergolten wird, ist es noch lange kein Recht.

Durch das Fehlschlagen der Moskauer Konferenz und durch die Verschärfung der Lage in den meisten europäischen und aussereuropäischen Staaten wird die Lösung unserer Deutschland-Frage nicht beschleunigt.

Russland, das selbst in einer grossen Wirtschaftskrise steckt, verlangt von Deutschland Reparationen, die Westmächte lehnen dies ab, so lange nicht eine wirtschaftliche Einheit geschaffen ist und so lange ihre Steuerzahler Deutschland mit ernähren und unterstützen müssen.

Es war nicht von vorneherein geplant, dass Deutschland in 2 Interessen-Sphären getrennt werden sollte, aber es ist eben Tatsache, dass die Westmächte den Russen während des Krieges, dafür dass sie 220 deutsche Divisionen im Osten gebunden haben, Zusagen gemacht haben, von denen sie heute sehen, dass sie nicht ganz richtig waren, d. h. dass [sie] sich jetzt für die Gestaltung eines Friedensvertrages hemmend auswirken.

Die Gerüchte über einen neuen Krieg, über neue Verwicklungen sind ausserordentlich umfangreich. Wenn wir auch die Spannungen ohne weiteres zugeben müssen, so glaube ich persönlich doch nicht an einen solchen Krieg, denn die daran beteiligten Völker werden, bevor sie zu diesem letzten Schritt sich hinreissen lassen, sich wohl noch über manche Punkte friedlich einigen und eben Kompromisslösungen suchen müssen und sich auch suchen.

Innerpolitisch ist die Lage für uns Deutsche augenblicklich in keiner Weise rosig. Wie ich

vorhin schon sagte, kämpfen wir in erster Linie mit dem Hunger und damit mit dem Ernährungsproblem. Die Rechnung ist für jeden ganz klar, wenn er sich darüber Gedanken macht, dass Deutschland zu einer Zeit, als seine Ostgrenzen noch ostwärts der Oder lagen, schon Lebensmittel einführen musste. Heute, nachdem wir etwa 1/3tel unseres Bodens verloren haben, dazu aber einen ungeheuren Flüchtlingsstrom bekamen, ist es selbstverständlich, dass unsere Erzeugnisse nicht im entferntesten zur Deckung unseres Bedarfes ausreichen können.

Wir müssen daher mit aller Entschiedenheit fordern, dass die Lebensmittel restlos erfasst werden und dass der Schwarzmarkt mit allen Mitteln bekämpft wird. Wir wissen genau, dass dies alles für hungernde Menschen nicht einfach ist. Der Hunger verdirbt den besten Charakter. Der Schwarzmarkt kann meiner Meinung nach nicht unterbunden werden, solange einmal noch die D. P.s, das sind die Ausländerlager, bei uns in Deutschland bestehen, solange die Währungs-Reform nicht durchgeführt ist.

Wir müssen verlangen, dass die Ausländer auf dem schnellsten Weg wieder in ihre Heimatländer zurückkehren. Wenn ihnen keine Teilnahme am Hitler-Faschismus nachgesagt werden kann, müssen die Heimatländer an der Rückkehr dieser Arbeitskräfte interessiert sein, sind es aber faschistische Elemente, so sollen sie ihrer gerechten Strafe zugeführt werden, wie unsere eigenen Landsleute durch die Entnazifizierungsbehörden.

Der Schwarzmarkt unterbindet die Arbeitsmoral in einem erschreckenden Masse. Wer im Laufe des Tages einmal durch die Strassen einer Klein- oder Gross-Stadt geht, der sieht dort eine solche Unzahl von Menschen und darunter sehr viel junge Menschen, die buchstäblich dort herumlungern und nicht wissen, wie sie die Zeit totschiessen sollen. Sie fristen ihre Existenz durch Schwarzmarktgeschäfte.

Hier gibt es nur eine Lösung, und das ist die, dass man bei den Siegermächten endlich zu der Einsicht kommt, dass ein Aufbau Europas nicht möglich ist, wenn Deutschland nicht gleichzeitig wieder mit aufgebaut wird. Bei den Westmächten scheint sich das jetzt durchgerungen zu haben und wie die heutigen Zeitun-

¹⁰ Auch diese Frage, wie überhaupt der gesamte von Traub angesprochene Gedankengang ist heutigen Politikern offenbar völlig fremd geworden. Man hat den Eindruck, als sei der Zeitzeuge Traub in der Klarheit seines Denkens zu diesen Problemen viel weiter als der gesamte heutige Diskussions- und Kenntnisstand.

gen bringen, plant man, dass Frankfurt die Hauptstadt der westlichen Besatzungszonen, also der englisch-amerikanischen, werden soll und dass man Deutschland unterstützen will. Was wir brauchen, das sind in erster Linie Lebensmittel. Sobald wir wieder einigermaßen Lebensmittel kaufen können, kann auch die Währungsreform einsetzen, und wir bekommen wieder normale Verhältnisse.

Der Zustand, dass der arbeitende Mensch der Dumme ist, muss so schnell wie möglich weichen!

Wir wollen nicht vergessen, dass wir den Besatzungsmächten in unserer Zone dankbar dafür sein müssen, dass sie uns in den letzten 2 Jahren schon grössere Mengen an Lebensmitteln zur Verfügung gestellt haben, ohne die wir längst verhungert wären.

Die Klärung der Deutschlandfrage ist für uns auch deshalb von grosser Wichtigkeit, weil wir innerpolitisch nur dann aufbauen können, wenn klare Verhältnisse bestehen.

Man redet von Demokratie und demokratischem Aufbau. Wir als Deutsche können uns heute für die herrschenden Zustände nicht voll verantwortlich fühlen, denn nicht wir bestimmen, was in Deutschland gemacht wird, sondern der Alliierte Kontrollrat. Wir haben wohl Gemeindeparlamente, Landtage und Regierungen. So lange diese aber nur Ausführungsorgane des Kontrollrates sind, sind sie keine demokratischen Einrichtungen. Die Gesetze werden entweder vom Kontrollrat gemacht oder müssen von ihm genehmigt werden und werden bei dieser Gelegenheit oft nicht unwesentlich beeinflusst.

Dieser Zustand schadet der Demokratie ausserordentlich, und wenn hier deshalb nicht bald eine Änderung eintritt, verliert vor allem die junge Generation, die das Wesen der Demokratie erst lernen muss, den Glauben an diese Demokratie.

Die Regierung, das Parlament, die Gewerkschaften und polit. Parteien haben sich z. B. darum bemüht, dass die doppelte Sommerzeit nicht eingeführt wird. Der Kontrollrat hat mit Gesetz Nr. 120 diese Massnahme einfach befohlen.

Wo bleibt hier der Wille des Volkes? Wenn wir Frieden haben wollen und friedliche Zustände, dann müssten 2 Jahre nach Kriegsende die Befugnisse in zivile Hände übergegangen sein und dürften sich nicht mehr in den Händen der Militär-Regierung befinden.

Die Alliierten haben sich zum Ziel gesetzt, den deutschen Nazismus und Militarismus zu vernichten und Deutschland die Möglichkeit zu nehmen, einen neuen Angriffskrieg zu führen.

Wir als Sozialdemokraten können diese Forderungen nur unterstützen. Den Nazismus beseitigt man aber nicht damit, dass man ein Volk wohl besiegt hat, seinen demokratischen Kräften aber keine Möglichkeit gibt, in diesem Staate andere Voraussetzungen zu schaffen.

Den Militarismus beseitigt man nicht damit, dass man eine Armee entwaffnet, den deutschen Generalstab auflöst. Entnazifizieren und entmilitarisieren kann man nur dann, wenn man den Kreisen, welche für diese Ideen eintreten, den Boden entzieht, d. h. wenn eine vollkommen neue Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung geschaffen wird.

Wir haben als Deutsche – und hier waren auch wir Sozialdemokraten daran beteiligt – 1919 schon einmal durch eine zu grosse Milde den deutschen Militaristen und Reaktionären die Möglichkeit gegeben, in ihren Umtrieben weiterzumachen. Sie haben es verstanden, Deutschland in ein zweites grosses Elend zu stürzen. Die Militärregierung nimmt uns heute die Möglichkeit wieder, mit diesen Kreisen in dem erforderlichen Masse abzurechnen. Mit der Entnazifizierung ist hier allein gar nichts getan. Wir müssen Wirtschaftsunternehmungen, die durch ihre Ausweitungspolitik immer an Kriegen und kriegerischen Verwicklungen interessiert waren, in das Gemeineigentum überführen, d. h. wir müssen sie sozialisieren. Wir müssen damit aber auch gewährleisten, dass die arbeitenden Menschen ein genügendes Auskommen haben und ein menschenwürdiges Dasein führen können.

Hier stehen uns bei der Frage der Sozialisierung zur Zeit auch grosse Hindernisse im Wege. Die westlichen Alliierten sind durch ihre kapitalistische Wirtschaftsordnung nicht an einer Sozialisierung unserer Gross-Industrie interessiert, und wir wissen heute noch nicht, wie sie sich zu unseren Forderungen stellen werden.

Den Veränderungen in der russischen Zone stehen wir ebenfalls skeptisch gegenüber, da dort die grossen Betriebe von der Sowjet-Union übernommen werden und die Sozialdemokratische Partei nicht zugelassen wird. Die dortigen Zustände müssen wir deshalb ablehnen,

weil sie unserer freiheitlichen Auffassung nicht entsprechen.

Wir als Sozialdemokraten haben unsere Möglichkeiten klar abgewogen. Wir kämpfen weiter für unser Ziel, nämlich für den demokratischen Sozialismus.

Wir kämpfen für die Demokratie deshalb, weil wir sie für die einzige lebenswerte Lebensform halten. Wir haben genug von Diktatur, ganz egal wie sie angestrichen ist. Wir wollen jedem die Möglichkeit geben, seine Meinung frei und offen zum Ausdruck zu bringen, wir wollen keine Konzentrationslager und keine politische Polizei, damit man nicht mehr ruhig schlafen kann. Wir wollen in einer friedlich ruhigen Welt leben und werden daher uns überall dort zur Wehr setzen, wo man bei uns wieder Kanonen fabrizieren will. Weil wir das verhindern wollen, wollen wir ein Mitbestimmungsrecht in den Betrieben und mitbestimmen, was produziert wird.

Wir verlangen, dass grosse Betriebe, die der Unternehmer selbst nicht mehr leiten kann, in das Gemeineigentum überführt werden.

Unsere Forderungen sind gross! Wir sind uns dessen bewusst und wissen genau, dass wir die besten Kräfte unseres Volkes mobilisieren müssen, die uns bei der Durchführung dieser Aufgabe helfen! Wir wollen vor allem die Jugend aufrufen, sich aktiv in unsere Reihen zu stellen und den politischen Geschehnissen nicht teilnahmslos gegenüberzustehen. Die Aufgabe erfordert viel Wissen und Können! Eignet es euch wieder an. Mitbestimmen können nur Leute, die etwas können und wissen! Mit Geschrei ist nichts getan!

Wir fordern aber auch die Jugend auf, aktiv an der Zerschlagung des Militarismus mitzuarbeiten! Wir wurden lange genug in Kasernen gedrillt! Wir sind der Meinung, dass man nicht nur ein ganzer Kerl wird, wenn man Soldat war! Ich bin der gegenteiligen Meinung! Ich glaube, dass das Soldatsein die Moral vieler jungen Menschen verdorben hat. Aber nicht nur die Moral wurde verdorben, sondern auch unsere Gesundheit. Soldatsein bedeutet Krieg, und Krieg bedeutet Unglück für jedes Volk, ob es den Krieg gewonnen oder verloren hat, es bedeutet Elend und nochmals Elend! Denkt an die Kriegskrüppel, denkt an die Neubürger und ihr durch den Krieg bedingtes Los! Denkt an unsere Kameraden in Frankreich, Sibirien usw.!

Helft mit, dass dies nie wieder vorkommt. Wir machen unsere Väter dafür verantwortlich, dass sie uns weismachen wollten, dass wir nur ganze Kerle werden, wenn wir Soldat gewesen seien. Wie unwahr das war, haben wir gesehen. Wie sich die militärische Erziehung, angefangen bei den Schulkindern und aufgehört bei den 65-jährigen, ausgewirkt hat, haben wir auch gesehen. Wir brauchen keine Kriegervereine mehr! Wir brauchen Sportplätze, Turnhallen, in denen sich unsere Jugend tummeln kann. Wer zu Hause nicht zum Mann wird, den soll sein Vater rechtzeitig in die Fremde schicken, dort wird er vom Schicksal schon geschliffen werden!

Das ist unsere Mahnung als Sozialdemokraten an die Jugend! Ihr habt gewiss beim Kommiss auch schöne Stunden erlebt, die hättet ihr aber in einer friedlichen Welt viel eher gehabt! Die grösste Chance und die grösste Verantwortung liegt bei der Jugend!

Sie hat die Möglichkeit, aber auch die Pflicht, einen neuen und sauberen Staat aufzubauen, sobald die Voraussetzungen dazu gegeben sind.

Lasst euch nicht durch irgend welche Versprechungen von eurer Aufgabe abhalten! Von selbst wird nichts! Man hat in einem demokratischen Staat nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten!

Setzt euch zur Wehr gegen Bestrebungen politischer Parteien, die der Diktatur huldigen. Glaubt auch nicht daran, dass eine Partei, wenn sie den Namen „christlich“ in ihrem Firmenschild aufnimmt, damit die bestehenden Probleme löst.

Gemeinsam denken wir in dieser Stunde an unsere kriegsgefangenen Kameraden! Wir fordern die Alliierten dringend auf, sie nicht erst bis Dez. 1948 freizulassen, weil wir der Meinung sind, dass noch ein grosser Teil von ihnen auf Grund ihrer körperlichen und seelischen Verfassung den kommenden Winter nicht überstehen wird. Vergesst aber dabei eines nicht, erinnert euch von Zeit zu Zeit wieder daran, wer dieses ungeheure Elend über uns gebracht hat.

Die Entnazifizierung hat ihre Wirkung dadurch verfehlt, dass sie nicht innerhalb von 6 Wochen durchgeführt wurde und die wirklich Schuldigen erfasst hat. Die Verantwortung hierfür liegt aber auch in erster Linie bei den Besatzungsmächten!

Ich will mich darüber nicht weiter verlieren, aber die Mahnung, dies nicht zu vergessen, bitte ich immer wieder zu beherzigen.

In diesem Sinne möchte ich Sie alle auffordern, aktiv mit uns für eine neue und friedliche Welt sich einzusetzen, allen nazistischen und militaristischen Bestrebungen den Kampf anzusagen. Wir wollen, dass sich die Neuordnung unseres Staates nicht nur auf politischer und wirtschaftlicher Grundlage, sondern auch auf kultureller Grundlage vollziehen muss. Wir fordern auch die Frauen auf, sich in unsere Reihen zu stellen, denn gerade sie müssten an einer friedlichen Entwicklung mit das grösste Interesse haben, da gerade sie die Folgen des Krieges besonders zu tragen haben.

Wir wollen alle das Goethe-Wort beherzigen:
Feiger Gedanken bängliches Schwanken,
weibisches Zagen, ängstliches Klagen
wendet kein Elend, macht dich nicht frei!
Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
rufet die Arme der Götter herbei!“

Gemeinderats- und Kreistagswahl am 7. Dezember 1947

1947 war am 7. Dezember Gemeinderats- und Kreistagswahl, und die SPD strengte sich an, möglichst viele Wähler von sich zu überzeugen. Ich besitze noch eine ganze Anzahl von Flugblättern aus der damaligen Zeit, die schlaglichtartig zeigen, wie wir die Wähler erreichen wollten.

So wandten wir uns mit einer an alle Haushaltungen verschickten Drucksache vor allem an die Backnanger Neubürger, also die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, und machten darauf aufmerksam, dass sie auf unserer Liste entsprechend ihrem Anteil an der Backnanger Bevölkerung vertreten waren. Die Heimatvertriebenen Rudolf Holda, Berta Hanel, Emil Wick und Martin Geiger kandidierten damals bei der Backnanger SPD. Ausdrücklich wiesen wir in der Drucksache darauf hin, dass der SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher sich gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutscher Ostgrenze und damit gegen eine Legalisierung der Vertreibung ausgesprochen hatte. Dafür war er in der Moskauer „Prawda“ heftig kritisiert worden.

Am 12. November 1947 sprach die SPD-Landtagsabgeordnete Anna Haag in einer Frauenversammlung im „Waldhorn“, am 28.

November war eine Wählerversammlung in der „Eintracht“ mit dem Thema: „Die Ausübung der Wahl ist allgemeine Bürgerpflicht“, am 5. Dezember sprach der Reutlinger Oberbürgermeister Kalbfell über „Kommunalwahlen im Zeichen der Londoner Konferenz“. Auf derselben Veranstaltung sprach auch der stellvertretende SPD-Vorsitzende Erich Ollenhauer. In einem letzten Flugblatt an alle Haushalte griffen wir die Positionen von CDU, DVP und KPD heftig an.

Tätigkeit bei AOK und Wahl in den Landtag

1949 wurde ich in den Landtag gewählt. Der Wahlkreis hieß Backnang-Schwäbisch Hall. Dazu muß ich noch sagen: Anfang 1946 wurde ich zum Geschäftsführer der AOK Backnang gewählt. Nachdem ich kein Laufbahnbeamter war, wurde ich nach vorausgehender Schulung damals als Amtmann endgültig bestätigt, nachdem ich die Übergangsprüfung als Bester bestanden hatte. Ich muß leider nochmals zurückblenden: Nach meiner Heimkehr aus dem Krieg habe ich mir überlegt, was ich jetzt machen sollte. Die Gerbereien arbeiteten kaum mehr und benötigten daher auch keine Extrakte und Chemikalien usw. Ich verhandelte mit einer Firma „Deka“ in Karlsruhe, die mich gerne eingestellt hätte, aber sie hatte auch keinen Absatz. Ich fuhr auch zweimal mit einem Lastwagen, voll beladen mit Obst aus dem Backnanger Raum, nach Mannheim, wo ich schnell Abnehmer hatte. Im Herbst [1945] bat mich der damalige [Backnanger] Stadtpfleger Fritz Odenwälder, doch als Stadtkassier zu kommen. Nach langer Überlegung habe ich zugesagt und war dort bis zu meiner Wahl als Geschäftsführer der AOK. Auch das kam überraschend. Rudolf Weiß und Herr Wehn, Gerber und Wirt vom Gasthaus Wilhelmseck, das [später] die ANT aufgekauft und inzwischen abgerissen hat, besuchten mich und baten mich, die Geschäftsführung bei der AOK Backnang zu übernehmen. Die Arbeitnehmer hatten damals im Vorstand zwei Drittel der Stimmen und die Arbeitgeber ein Drittel.

Während meiner Tätigkeit bei der AOK Backnang kam eines Tages Präsident Härle von der LVA (die Krankenkassen oblagen in dieser Zeit noch der Prüfung durch die Abt. Krankenversicherung bei der LVA) und bat mich, neben meiner Tätigkeit in Backnang auch noch kom-

missarisch die Leitung der AOK Heilbronn zu übernehmen, was ich ca. zwei Jahre nebenher machte und auch diese AOK dabei wieder auf Vordermann brachte. Im Jahr 1949 wollte mich Herr Härle zum Geschäftsführer der AOK Heilbronn machen, was ich aber ablehnte, nachdem mich meine Freunde als Kandidat für die bevorstehende Landtagswahl aufgestellt hatten.

Wir hatten damals das Verhältniswahlrecht oder wie es hieß. Neben dem direkt gewählten Bewerber erhielten die anderen Bewerber in der Reihenfolge ihrer erhaltenen Stimmen ein Mandat. So wurde ich Mitglied des Landtags. Das Direktmandat erhielt der Bauer Schuster aus Eutendorf (FDP – die war damals sehr stark). Der erste danach war ich (SPD), und der zweite war Landwirtschaftsminister Stoß aus der Ulmer Gegend. Ein Mandat erhielt auch der BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) mit Herrn Pachowski aus Strümpfelbach bei Backnang. Wir vier waren damit Mitglieder des Landtags für den Wahlkreis Backnang-Schwäbisch Hall – meines Wissens. Dieser Wahlkreis erstreckte sich von Althütte, Backnang bis nach Illshofen an der Grenze von Ellwangen. Unser Mandat erlosch mit der Gründung des Südweststaats – im Gegensatz zu den anderen Parteien mit ca. 120 Abgeordneten – und nachdem der alte Landtag mit meiner Stimme die Gründung des Südweststaates beschlossen hatte. An der Vorbereitung des erforderlichen Gesetzes war ich als Mitglied des Ältestenrats beteiligt.

Ich plädierte für einen Wahlkreis Backnang, in der Annahme, daß ich dann das Direktmandat erringen könne. Das ist leider nicht gelungen. Herr Schuster hatte meines Wissens 93 Stimmen Vorsprung. Bei der nächsten Landtagswahl konnte Emil Erlenbusch das Direktmandat erringen, allerdings in erster Linie mit Hilfe der Sportvereine im Kreis. Er war vorher Vorsitzender der Kreissportvereinigung und siegte mit ca. 90 Stimmen vor dem CDU-Kandidaten. Die FDP war im Abklingen. Sein Gegenkandidat war nach meiner Erinnerung

Erich Schneider, der dann mit wenig Gegenstimmen bei der nächsten Wahl das Direktmandat errang. Hauptsache war ja, daß Backnang ein eigener Wahlkreis war.¹¹

Die Zeit im Bundestag und bei der Landesversicherungsanstalt

1953 wurde ich als Listenbewerber auf Platz 16 oder 17 der Landesliste [in den Bundestag] gewählt. Anstelle von Hermann Lachenmaier habe ich in der Wählergunst aufgeholt. Daß er nicht nominiert wurde, habe ich auf der anderen Seite bedauert, da er 1933 als Krankenkontrollleur bei der AOK als alter Sozialdemokrat von den Nazis aus seinem Amt entlassen wurde. Darauf gründete er mit seiner Frau (geb. Erlenbusch, eine Tochter des „schwarzen“ Erlenbusch, man nannte ihn so wegen seiner schwarzen Haare) eine Wäscherei in Backnang. Er war wegen der Nichtnominierung sehr verbittert. Ich glaube, er wurde Mitglied beim [SPD-] Ortsverein Ludwigsburg.

Meine Tätigkeit im Bundestag hat mich nicht befriedigt. Wir waren in der Opposition unter Adenauer und hatten nichts zu sagen, so wie [die SPD 1982–1998] bei Herrn Kohl. Erwähnen möchte ich noch, daß ich der zweitjüngste Abgeordnete war und den höchsten Stimmenzuwachs im ganzen Bundesgebiet hatte.

Ich war auch während meiner Tätigkeit als Mitglied des Landtags Mitglied des Landesvorstands für Nordwürttemberg und Nordbaden. Dieses Amt mußte ich nach Bildung des Südweststaates abgeben, da unsere Badener Genossen selbstverständlich auch im Landesvorstand vertreten sein mußten.

Mein Bundestagsmandat habe ich 1956 aus folgenden Gründen abgegeben: Es gab im Bundestag bei unserer Partei viele Emigranten, die großen Einfluß hatten,¹² so daß wir kleinen Pimpfe nicht viel zu sagen hatten. Ich bedauerte die Zeit, die ich eigentlich unnütz vergeudete. Und nur als „Stimmvieh“ war ich mir zu schade. 1956 bestellte mich dann Wilhelm Kleinknecht, der damals ungekrönte Gewerk-

¹¹ Tatsächlich war Erich Schneider erst 1968 Kandidat für den Landtag und errang damals auch das Direktmandat. Erlenbusch hatte das Direktmandat bis dahin über mehrere Legislaturperioden verteidigt.

¹² Wilhelm Traub nennt in diesem Zusammenhang keine Namen – aber bekanntlich hatte (neben Willy Brandt) vor allem ein Emigrant großen Einfluß in der SPD: Herbert Wehner. Wehners Führungsstil und seine Art, Entscheidungen durchzuboxen, stießen bei vielen SPD-Parlamentariern auf Ablehnung. Wehner dürfte Wilhelm Traub, bei seinen Erfahrungen mit Rußland und dem russischen Kommunismus, besonders unsympathisch gewesen sein: Der ursprüngliche Kommunist Wehner hatte bekanntlich viele Jahre im russischen Exil verbracht und dort (was freilich im Detail zu Traubs Zeiten im Bundestag nicht bekannt war) eine mehr als dubiose Rolle gespielt und offenbar sogar eigene Genossen dem Stalinschen Terror ans Messer geliefert.



Wilhelm Traub (zweiter von links) auf einer Reise des Aufsichtsrats der Landesgirokasse nach Portugal, etwa 1960.

schaftsboß im Gewerkschaftshaus, der diktatorische Züge hatte, zu sich und erklärte mir, er brauche unbedingt einen Geschäftsführer bei der LVA (LVA Württemberg), und er bitte mich dringend, diese Stelle anzunehmen. Nach einem längeren Gespräch über das Für und Wider bat ich mir Bedenkzeit aus. Schließlich habe ich dann doch zugesagt. Die Stelle war in B 3 eingestuft. So kam ich 1956 oder Anfang 1957 in die LVA [und] übernahm dort zunächst die Abteilung Krankenversicherung, nach kurzer Zeit auch die Beitragsabteilung. Ich erhielt dann auch die Vermögensverwaltung und war bis zu meinem Ausscheiden bei der LVA im Verwaltungsrat der Städtischen Spar- und Girokasse in Stuttgart.

Meine Ernennung als Geschäftsführer war nicht so einfach. Nachdem ich kein Akademiker und vor allem kein Jurist war, zögerte der Ministerpräsident Dr. Gebhardt Müller meine Ernennung einige Wochen hinaus. Die Geschäftsführer waren Landesbeamte. Alle anderen Landesbeamten mußten ebenfalls vom Staatsministerium ernannt werden, obwohl wir einen paritätisch zusammengesetzten Vorstand hatten.

Anfang der 60er Jahre oder schon Ende 1959 bekam ich zu meinen drei Abteilungen noch die Abteilung Rentenversicherung mit ca. 500 Bediensteten. Ich hatte die ganze Abteilung auf das Hollerith-Verfahren¹³ von IBM umzustellen. Jeden Tag ließ ich die Mitarbeiter dieser Abteilung mindestens ein bis zwei Stunden schulen. Da meine Mitarbeiter bisher alle Bescheide mit der „Hand am Arm“ bearbeitet hatten, hätten sie mich wohl am liebsten auf den Mond geschossen. Aber schließlich klappte es doch. Was mir vor dieser Veränderung aufgefallen war, war die Tatsache, daß unter meinem Vorgänger etwa sieben Monate vergingen, bis ein Bescheid erteilt werden konnte. Die Beschaffung der jetzt erforderlichen Möbel war Sache der Abteilung I (Verwaltung).

Auch in der Beitragsabteilung habe ich vom Geldeingang (Abrechnung mit den Krankenkassen) bis in die Registratur hinein alles neu geordnet. Den Beitragseingang habe ich ein- bis zweimal in der Woche mitgeteilt bekommen. Ich habe sofort eine Buchungsmaschine anschaffen lassen, was es vorher nicht gab, und forderte, daß ich jeden Morgen wissen wolle, was an Beiträgen am Vortag eingegangen war.

¹³ Das Hollerith-Verfahren war ein Lochkartensystem zur Datenverarbeitung. Vgl. zur Geschichte des Hollerith-Verfahrens: Helmut Witten: Wege aus dem 8-Bit-Chaos. Eine kleine Geschichte binärer Block-Codes. – In: Log in 14, 1994, S. 83-86 und 15, 1995, S. 58-62 und: Hollerith und die Lochkartentechnik. – In: IBM-Nachrichten 37, 1987, S. 90f.

Es handelte sich immer um Millionen, die ich dann zinsgünstig, meist bei der Landesgirokasse, unserer Hausbank, anlegte.

Bei der Abteilung Krankenversicherung habe ich während meiner Dienstzeit zu den bereits vorhandenen ca. 60 [neue] Vertrauensärzte eingestellt und viele vertrauensärztliche Dienststellen im alten Nordwürttemberg und Nordbaden mit Unterstützung des Landesvertrauensarztes eingerichtet. Die neu eingestellten Ärzte kamen meist aus der DDR und haben diese zum Teil vor dem Mauerbau oder so lange dieser noch nicht fertig war, verlassen.

Auch über diese Zeit hätte ich viel zu berichten, will dies aber jetzt unterlassen.

Wir waren inzwischen bei der LVA nur noch drei Geschäftsführer, Herr Hasel als Jurist für die Abteilung I (Allgemeine Verwaltung und Personal, Beschaffung von Einrichtungen usw.), Herr Dr. Cario für den Bedarf und die Einrichtungen der LVA-eigenen Sanatorien, zum Beispiel Mergentheim, die Schillerhöhe bei Geringlingen, ein Kurhaus in Bad Kissingen und das Sanatorium Glottertal, welches jahrelang als „Schwarzwaldklinik“ im Fernsehen kam und zu dem auch heute deshalb noch viele Busse fahren. Ich hatte insofern damit zu tun, als ich die Grundstücksverhandlungen, zum Beispiel im Glottertal, durchzuführen hatte. Besitzer war ein Reeder aus Hamburg. In Bad Kissingen verhandelte ich mit einem Rechtsanwalt, in Mergentheim mit der Stadt. Oben habe ich das Wilhelmsheim bei Oppenweiler vergessen, [ferner] ein Haus für Frühheilverfahren in der Nähe von Großholzleute, dessen Name mir gerade nicht einfällt.

Die Abteilung Krankenversicherung hatte ein Haus in Bad Liebenzell in Baden,¹⁴ den Korbmatzfelsenhof, den Alpenhof in Hindelang, dann ein Beleghaus im Schwarzwald. Hier, d. h. für alle genannten Häuser der Abteilung KV, war ich auch zuständig vom Grunderwerb bis zur Beschaffung, Personaleinstellung und für den Betrieb. Im Alpenhof habe ich als erstes Haus der LVA wöchentlich eine Ernährungsberaterin verpflichtet. Das gab harte Auseinandersetzungen. Die Gäste, meist Arbeiter, wollten von einer Änderung ihrer bisherigen Kost und Lebensgewohnheit nichts wissen, die verständlicherweise sehr einfach war. Als sie jetzt mit Messer und Gabel essen, sich ordentlich klei-

den, zum Nachmittagskaffee kommen sollten und abends nicht nur Brot und ein Stück Wurst zum Nachtessen bekamen, sondern zum Teil auch eine warme Mahlzeit, viel Salat und Gemüse, war das für sie eine sehr große Umstellung. Die von mir engagierte Ernährungsberaterin, überhaupt eine der wenigen und ersten im Lande, konnte mit viel Aufopferung und großem Verständnis doch vieles erreichen. Auch das Küchenpersonal mußte umgeschult werden. Heute gibt es fast in allen Sanatorien und Erholungsheimen eine Ernährungsberaterin.

Solange ich für die Abteilung KV (Krankenversicherung) zuständig war (während meiner ganzen Tätigkeit bei der LVA), habe ich versucht, in allen Betrieben, die keinen Betriebsarzt hatten, von den Unternehmern die Einwilligung zu bekommen, eine Art Vorsorgeuntersuchung im Betrieb selbst durchzuführen. Eine Reihe von kleineren und mittleren Betrieben waren damit einverstanden, und wir führten solche Untersuchungen durch, die dann gleich ausgewertet wurden. So wußten Unternehmer und Mitarbeiter, wie es mit ihrer Gesundheit stand. Meine anderen Kollegen aus der Geschäftsführung haben über dieses Vorhaben gelacht und mich gefragt, was mir wohl sonst noch einfallen würde. Es gibt doch viele Menschen in den Betrieben – und das haben wir festgestellt – die krank waren, das aber nicht wahrhaben wollten und eben arbeiteten, so lange sie ihre Füße trugen. Der Krankenstand wäre bei rechtzeitiger Beobachtung für die Kranken- und Rentenversicherung – und auch für die Familien – im Laufe der Zeit wesentlich gesunken. Leider konnte ich diese Untersuchungen durch die Beendigung meiner Tätigkeit nicht weiterführen.

Der Prozeß gegen mich und meine Vorstandskollegen von der LVA

Was war passiert? Während meiner Dienstzeit hatte ich einen Prüfsekretär für die Prüfungsabteilung der KV – auch die Prüfung der (gesetzlichen) Krankenkassen gehörte zu meiner Abteilung. Wir beschäftigten drei Landesprüfer und einige Prüfsekretäre, die später eigentlich alle Geschäftsführer bei Krankenkassen wurden. Daß ich als Bewerber für einen ausscheidenden Prüfsekretär immer nur die

¹⁴ Liebenzell ist württembergisch.



Wilhelm Traub und Oberbürgermeister Martin Dietrich bei der Verleihung der Bürgermedaille im Jahre 1984.

qualifiziertesten einstellte, war bekannt. Auf die Stellenausschreibung meldete sich u. a. ein Herr Rader. Ich glaube, er arbeitete bei der AOK in Ellwangen. Beim Einstellungsgespräch ergab sich, daß er bei der AOK die Anstellungsprüfung (die erste und von unserer Krankenkassenschule in Untersteinbach bei Öhringen) nicht bestanden hatte und erst nach der zweiten, monatelangen Schulung in Untersteinbach dann doch mit niedrigen Noten die Anstellungsprüfung schaffte. Sie werden gleich merken, auf was ich hinaus will:

Im Jahre 1964 erhielten wir drei Geschäftsführer von heute auf morgen, ohne Vorgespräch und alles andere, Briefe, daß wir mit sofortiger Wirkung vom Dienst suspendiert seien. Es gab keine Möglichkeit, sich zur Wehr zu setzen, da wir das Haus nicht mehr betreten durften. Das Arbeitsministerium, Herr Minister Schüttler und sein Abteilungsleiter, beides aktive CDU-Leute, hatten ausgerechnet Herrn Rader als Prüfer der LVA eingesetzt. Jedenfalls hat dieser, vermutlich mit einigen Mitarbeitern (Juristen) der LVA eine umfangreiche Anklageschrift erstellt. Ich habe vier Jahre (von 1964 bis 1968) an meiner Schutzschrift gearbeitet. Dafür war uns außerhalb der LVA ein Zimmer zur Verfügung gestellt worden, da ich ja zu jedem Anklagepunkt vorher schriftlich um Zurverfügungstellung der erforderlichen Akten bitten mußte. So viel Unwahrheit, wie in der Anklageschrift steckt, habe ich selten oder vorher nie erlebt. Als ich bei der LVA anfang, hatten

wir einen Oberregierungsrat und danach in den folgenden Jahren vier Regierungsräte oder -Assessoren eingestellt, die uns dann, als wir vom Dienst suspendiert wurden, das Grab geschaufelt haben, um selbst eine unserer Stellen besetzen zu können. Einem davon ist dies auch während der vier Jahre unseres Hausverbots gelungen. Ich konnte alle Vorwürfe gegen mich schriftlich widerlegen. Eines Tages, als ich meine Schutzschrift abgegeben hatte, kam plötzlich ein Privatauto vor meine Wohnung und brachte mir fünf bis sechs Aktenordner. Gebracht haben diese meine damalige Sekretärin und ein Amtmann, der bei mir wegen seiner Tüchtigkeit rasch Karriere machte. Ich war zu dieser Zeit auch Vorsitzender

An dieser Stelle bricht Wilhelm Traubs Text mitten im Satz ab.

Wilhelm Traubs weiterer Lebensweg

Die Autobiographie Wilhelm Traubs geht auf den Prozeß, der gegen ihn und seine Vorstandskollegen geführt wurde, nur noch bruchstückhaft ein. In Wilhelm Traubs Nachlaß, der ins Stadtarchiv Backnang gekommen ist, füllen alleine die Prozeßakten viele Ordner. Es wird eine Aufgabe für die Zukunft sein, diese Phase von Traubs Leben detailliert aufzuarbeiten. Traub wurde nach langem Rechtsstreit schließlich voll rehabilitiert, alle Vorwürfe gegen ihn zurückgenommen. In die Zeit des Rechtsstreits fällt auch Traubs Kandidatur für das Amt des Backnanger Oberbürgermeisters im Jahre 1966. Traub gewann 31,4 % im ersten, 45,9 % im zweiten Wahlgang, neuer Oberbürgermeister wurde Martin Dietrich (CDU) mit 45,7 bzw. 52,1 % der Stimmen.

Auch Traubs umfangreiche Tätigkeit in der Politik und in Vereinen von den 60er Jahren bis zu seinem Tod wird in seiner Autobiographie nicht mehr behandelt.

Im Anschluß werden die eingangs erwähnten drei Redeausschnitte wiedergegeben, die am 17. Dezember 1984 bei der Verleihung der Backnanger Bürgermedaille gehalten wurden.

Auszüge aus der Rede von Oberbürgermeister Martin Dietrich

Nach einer einleitenden Begrüßung der Anwesenden und Ausführungen Dietrichs, daß Traub nach dem Künstler Professor Manfred Henninger und dem Generalbevollmächtigten

der AEG-Telefunken Dr. Günter Wuckel der dritte sei, der mit der 1979 vom Gemeinderat der Stadt Backnang gestifteten Bürgermedaille geehrt werde, schildert der Oberbürgermeister Traubs Lebensweg bis in die 60er Jahre. Dabei gehen die Ausführungen Dietrichs aber nicht über das oben von Traub selbst Geschilderte hinaus, so daß diese Passagen der Rede weglassen werden können. Abgedruckt werden diejenigen Teile von Dietrichs Rede, die gegenüber der Autobiographie neue und ergänzende Teile enthalten. Der Text folgt dem Wortlaut der damaligen Rede:

[...] nach Kriegsende 1945 waren Sie dann ganz gefordert; waren Sie doch einer der wenigen, die nicht vor einem Scherbenhaufen verheerender Täuschungen standen, sondern die mit unbeschädigter physischer und vor allem psychischer Kraft ohne Bruch an die Arbeit gehen konnten. Ja, Sie gehörten zu denen, die erstmals Gelegenheit hatten, sich richtig zu entfalten; und gerade in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg haben Sie eine Arbeit in einer Breite entfaltet, daß man aus heutiger Sicht nur fragen kann, wie Sie das alles gemacht haben? Der Tag hatte doch damals auch nur 24 Stunden. Ob es im sportlichen, ob es im kulturellen, ob es im politischen Bereich war, Sie gaben zumeist die ersten Anstöße zu Neugründungen, die aber eben nicht nur Neugründungen waren, nicht nur am alten angeknüpft haben, sondern fragwürdige Entwicklungen der Vergangenheit zu korrigieren versuchten. So ging von Ihnen die Anregung aus, die Sportarten der verschiedenen Vereine in Backnang, Turnverein, Turnerbund, Fußballverein, Kraftsportverein [...] in einem Verein zusammenzuschließen, der heutigen TSG. Im Mai 1946 wurde die TSG gegründet. Damals hieß sie zuerst „Sportvereinigung Backnang“ später dann TSG. Sie waren der erste Vorsitzende dieses Gesamtvereins. Auch die Gründung des Sportkreises kurz darauf ging auf ihre Anregung zurück. Sie waren Geschäftsführer des Kreisausschusses für Jugendpflege und Volksbildung, aus dem heute noch bestehenden wichtigen Organisationen wie der Stadtjugendring, der Kreisjugendring und die Volkshochschule hervorgegangen sind. Sie haben die Ortsgruppe der Naturfreunde und eine Jugendgruppe gegründet und die Arbeiterwohlfahrt wieder ins Leben gerufen. Ihre Gründungsaktivitäten nach 1945 könnten fortgesetzt werden,

ich will es bei dieser kurzen Aufzählung belassen. Gleichzeitig wurden Sie politisch wieder aktiv, waren Gründungsmitglied bei der Wiedergründung des Ortsvereins der SPD, acht Jahre deren Ortsvorsitzender und dreizehn Jahre deren Kreisvorsitzender. 1947 wurden Sie erstmals in den Gemeinderat gewählt, dem sie dann fast dreißig Jahre bis 1975 angehört haben. Sie waren viele Jahre Fraktionsvorsitzender der SPD-Gemeinderatsfraktion und lange Zeit ehrenamtlicher Stellvertreter des Bürgermeisters, später des Oberbürgermeisters – und das noch zu einer Zeit, als es keine Beigeordneten gab, wo also der ehrenamtliche Stellvertreter in die tägliche Verwaltung einsteigen mußte. Während dieser Vertretungszeit wurden auch nicht ganz unwichtige Beschlüsse für die Stadt gefaßt. Von 1949 bis 1984, 35 Jahre lang, gehörten Sie dem Kreistag, zuerst des Altkreises Backnang, danach des Rems-Murr-Kreises an. Auch hier waren sie viele Jahre Vorsitzender der SPD-Fraktion. Aus dieser Tätigkeit erwuchs Ihre Arbeit im Regionalverband Mittlerer Neckar und dem Landeswohlfahrtsverband. Ich will diese Tätigkeit im einzelnen nicht würdigen, dies wird im Rahmen dieser Feier durch andere Redner geschehen. Erwähnen möchte ich vor allem noch Ihre Zugehörigkeit zum zweiten Landtag von Württemberg-Baden in den Jahren 1949-51 und zum zweiten Bundestag in den Jahren 1953-55 und Ihre Zugehörigkeit zum Landesvorstand der Sozialdemokratischen Partei. Seit nunmehr eineinhalb Jahrzehnten setzten Sie sich ganz besonders stark ein im Bereich der Lebenshilfe für geistig Behinderte. Sie haben den Verein Lebenshilfe in Backnang und Umgebung mitbegründet und sind seit dessen Gründung ununterbrochen der Vorsitzende dieses Vereins. Die Bodelschwingh-Schule in Murrhardt, der Sonderschulkindergarten in Sulzbach, insbesondere aber die Einrichtung und der Betrieb der Werkstatt für Behinderte in Backnang sind ganz wesentlich Ihrer Initiative und Ihrem Wirken zu verdanken. Sie haben hier eine ganz besondere Not unserer Zeit erkannt und tatkräftig mitgeholfen, sie zu lindern. Wenn man weiß, wo wir gerade im Bereich der geistig Behinderten vor zwanzig Jahren standen und wie viele Einrichtungen, Schulen, Werkstätten es heute für diese Personengruppe gibt, dann muß man sagen, dies alles gehört zu einem der Gebiete, wo am meisten geleistet wurde. Sie haben in der Zeit

ihres Vorsitzes für die Lebenshilfe sich zur Vertrauensperson vieler Eltern und Kinder entwickelt, die wissen, daß Sie sich für ihre Fragen und Probleme rückhaltlos einsetzen. Dies ist umso bemerkenswerter, als solcher Einsatz meist erst aus eigenem notvollen Erleben geschieht. Sie haben sich dagegen, ohne persönlich betroffen gewesen zu sein, aus freier persönlicher Entscheidung engagiert. Das macht Sie zum Vorbild der anderen.

Von allen Ihren ehrenamtlichen Tätigkeiten ist mir zusammen mit der Arbeit für die Lebenshilfe am besten Ihre kommunalpolitische Arbeit als Mitglied des Gemeinderats und des Kreistags bekannt. Diese Bekanntschaft dauert immerhin schon seit nahezu 25 Jahren. Über meine Erfahrungen dabei möchte ich noch einiges sagen. Vielleicht lernt man sich in der politischen Arbeit am zutreffendsten zu beurteilen, wenn man nicht aus dem gleichen Lager kommt, aber zu gemeinsamem politischen Handeln verpflichtet ist, etwa als Mitglied eines Gemeinderats. In der täglichen Arbeit wird da sehr rasch offenbar am Handeln, am Tun, nicht am Reden, ob einer wirklich ein überzeugter Demokrat ist oder nicht. Ich habe Sie als einen Demokraten vom Scheitel bis zur Sohle kennengelernt. Sie waren gleichermaßen in Zeiten des Erfolgs und in Zeiten der Rückschläge Demokrat. Sie haben Ihre Sache jeweils überzeugt mit großem persönlichen Einsatz auch kämpferisch vertreten, aber Sie wußten stets, daß die eigene Überzeugungstreue nicht die Verdammung, die totale Ablehnung des politisch Andersdenkenden beinhalten kann. Der Kampf der Demokraten ist das Ringen um Mehrheiten für die eigene Sache. Sind Mehrheitsentscheidungen getroffen, so sind sie auch von denen, die in der Minderheit geblieben sind, zu respektieren. Es hört sich alles recht leicht an, bedarf aber einer ständigen Lernbereitschaft. Die Demokratie ist eine kulturelle Errungenschaft. Keiner von uns wird als Demokrat geboren, jeder von uns muß erst zu einem werden. Unsere natürliche Veranlagung ist nämlich gerade entgegengesetzt, nämlich so, daß wir die eigene Meinung für die allein richtige halten und je gründlicher wir uns selbst um sie bemüht haben, desto eher neigt man dazu, andere Meinungen nicht gelten zu lassen. Widerspricht einer unserer Meinungen hartnäckig, so sind wir sogar bereit, ihn gelegentlich für böse zu halten. Alle diese

Neigungen die in uns ganz ursprünglich und natürlich angelegt sind, müssen überzeugte Demokraten immer wieder bei sich selbst und anderen korrigieren; Demokratie ist deshalb ein mühsames Geschäft, wenig geeignet, die Menschen rasch zu begeistern, und da nenne ich einen ganzen besonderen Bereich, wo Sie Vorbild geworden sind: In der jahrzehntelangen, nie nachlassenden, gleichmäßigen Bemühung um demokratisches Teilen, in der nie nachlassenden, gleichmäßigen Bemühung um die Menschen [...].

Für alle Ihre besonderen Verdienste, die über vier Jahrzehnte umfassen, [...] darf ich Ihnen namens der Bürgerschaft der Stadt Backnang und auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderats als drittem die Bürgermedaille überreichen. Sie ist vor allem Dank und Anerkennung für Geleistetes, sie drückt aber auch die Hoffnung aus, daß Sie nun jenseits des 70. Lebensjahres weiterhin mit der Ihnen eigenen Urteilskraft, mit der Ihnen eigenen Tatkraft und mit Erfolg ehrenamtlich tätig sein werden. Bevor ich Ihnen die Medaille überreiche, darf ich die Urkunde verlesen. Sie lautet wie folgt:

Verleihungsurkunde – die Stadt Backnang verleiht Herrn Wilhelm Traub in Würdigung seiner großen und bleibenden Verdienste in jahrzehntelanger Arbeit als Stadtrat und Vorsitzender der SPD-Gemeinderatsfraktion, als ehrenamtlicher Stellvertreter des Oberbürgermeisters, als Bundestagsabgeordneter und Landtagsabgeordneter, als Mitglied des Kreistags und Vorsitzender der SPD-Kreistagsfraktion, als Vorsitzender des Vereins Lebenshilfe für geistig Behinderte und für seinen unermüdlischen Einsatz für die Bürgerschaft in verschiedensten anderen Bereichen, die Bürgermedaille. [...] Es folgt ein Dank des Oberbürgermeisters an Wilhelm Traubs Ehefrau und anschließend eine Rede des Landtagsabgeordneten Rainer Brechtken. Brechtkens Rede enthält inhaltlich nichts Neues und wird deshalb hier nicht wiedergegeben.

Auszüge aus der Rede von Ruth Csik vom Verein Lebenshilfe Backnang

Wenn ich hier stehe, so sehe ich mich nicht in erster Linie als Vertreter dieser Lebenshilfe als Organisation, dies hatte der Herr Oberbürgermeister vorhin schon in seiner Rede eingeschlossen, ich sehe mich in erster Linie als Vertreter der betroffenen Eltern. Wir wissen alle,

daß Sie sich nicht mit Orden oder Ehrennadeln schmücken, um zu sagen: „Schaut mal her, was ich alles hab' und was ich für ein toller Mensch bin.“ Die Ihnen verliehene Medaille ist nur ein Symbol für die Anerkennung und die Bewunderung. Für uns Eltern der Lebenshilfe soll sie ein Zeichen der ehrlichen Dankbarkeit sein.

Wenn ich etwa 20 Jahre zurückdenke, so hatte nicht nur ich, sondern viele der Eltern mit behinderten Kindern die Hoffnung an eine Sonderschule in Backnang aufgegeben. Es gab kein Geld und kein Personal. Man ist damals nach Stetten gegangen, wo man die Auskunft erhielt, daß man das Kind schon unterbringen könne, aber das Problem war, daß man das Kind morgens bringen und abends holen mußte. Das waren viermal am Tag 20 Kilometer, also insgesamt 80 Kilometer. Das konnte kaum jemand leisten, kaum jemand hatte das nötige Auto, das nötige Geld und die nötige Zeit. Unsere Kinder standen völlig am Rande.

Da gab es einen Mann, der sagte, es gibt ja in Deutschland die Bundesvereinigung Lebenshilfe von Tom Mutters in Marburg. Es gab auch in Backnang einen Mann, Wilhelm Traub, der sagte: „Wir gründen eine Ortsvereinigung, wir schließen uns an diese Marburger Vereinigung an.“ Immer wird es sein, daß einer das Heft in die Hand nehmen muß, das war immer unser Traum. Er hat die Eltern zusammengeschlossen, nicht nur die betroffenen Eltern, wir haben Freunde geworben und unseren Verein gegründet. Sie, Herr Traub, kämpften für eine Schule. Immer und immer wieder waren Sie im Kreis tag, im Landratsamt, aber es hat Jahre gedauert, bis endlich der Beschluß kam, daß eine Schule in Murrhardt gebaut werden konnte. Ich erinnere mich noch, wie wir im Landratsamt die Vorlage angesehen haben und wie stolz und glücklich wir waren, daß endlich die zunächst nicht sehr große Schule in Murrhardt entstanden war.¹⁵

Kaum war die Schule da, kam schon der nächste Schritt. Man stellte fest, daß viele Kinder, die in die Schule kamen, schon zu lange ohne Betreuer und ohne Förderung zu Hause gewesen waren. Ein Kindergarten mußte gebaut werden. Wir waren damals so ziemlich die letzten, die im Kreis einen Kindergarten bekamen, aber das hat Sie, Herr Traub, nie entmutigt. Der Kindergarten entstand zunächst in

Sulzbach, inzwischen ist er nach Murrhardt verlegt.

Das nächste Problem war: Was wird aus denen, die die Schule endlich hinter sich haben? Sollen wir sie wieder nach Hause schicken, wieder in die Isolation? Was bringt dann die Schule? Herr Traub, Sie waren einer der ersten, die das Problem ansprachen. Es ging darum, einen Träger für die zu gründende Werkstatt zu finden. Zunächst fuhren unsere Kinder in eine Werkstatt nach Waiblingen, aber das Transport-Problem war zu groß. Die Kinder mußten zwei Stunden am Tag im Auto sitzen. Herr Traub konnte Herrn Dr. Rummert gewinnen, den Transport durch das Rote Kreuz zu organisieren. Schließlich fanden wir einen Träger, die Paulinenpflege, die bereit war, in Backnang die Werkstatt für Gehörlose zu übernehmen.

All das – Kindergarten, Schule, Werkstatt – ist rasch erzählt, aber man darf nicht glauben, daß alles auch so rasch ging. Es hat viele Jahre ununterbrochenen, unermüdlichen Einsatzes bedurft. Aber Herr Traub gab sich immer noch nicht zufrieden. Er fragte: „Ja, was machen die Kinder und Jugendlichen eigentlich in der Freizeit, wenn sie fertig sind mit ihrem Geschäft?“ Erneut sprang die Lebenshilfe ein. Ich erinnere mich gut des Tages, als Herr Traub sagte: „So, jetzt laden wir mal alle Jugendgruppen ein, die wir so in Backnang haben. Wir wollen mal sehen, ob die sich nicht bereit finden, auch einmal mit Behinderten ein paar Freizeitstunden zu verbringen.“ Das ist geglückt. Durch Herrn Traub kam diese Versammlung zustande, und es fanden sich tatsächlich Jugendgruppen, die mit den Behinderten die Freizeit alle 14 Tage miteinander verbrachten. Da war zunächst die Freizeitgruppe von Frau Birgit Hettich, die später deren Bruder Werner Hettich übernahm, dann die Jugendgruppe der AWO, der Arbeiterwohlfahrt, und dann zwei Freizeitgruppen der Kirche. Heute sind wir so weit, daß für die Behinderten, die ihr Leben trotz aller Bemühungen am Rande der Gesellschaft verbringen müssen, alle möglichen Freizeitorganisationen geschaffen wurden. Alle 14 Tage, jeweils abwechselnd, ist die Zusammenkunft bei einer Freizeitgruppe, die mit den Behinderten spielt, singt, bastelt. Die Lebenshilfe unterstützt diese Freizeitgruppen finanziell.

¹⁵ Nachtrag von 1999: Damals war der heutige Vorsitzende des Vereins, Martin Dietrich, auch schon dabei.

Herr Traub, Sie organisierten darüber hinaus Familiennachmittage, Kegelabende, Wanderungen, einmal sogar ein Sonnwendfeuer mit den Eltern der Behinderten, und neuestens gibt es sogar einmal im Monat eine Disko. Einmal im Jahr gibt es einen bunten Abend mit etwa 500 Besuchern, einen Adventsnachmittag mit Nikolaus und reichen Geschenken für unsere Kinder.¹⁶

Das Leben unserer behinderten Sorgenkinder hat sich ganz gewaltig geändert, sie sind nicht mehr zu Hause isoliert, sie haben ihre Arbeit, ihr Geschäft, und sie haben vor allem ihr Selbstbewußtsein.

Das alles ist das Verdienst von Herrn Traub. Wir danken Ihnen in erster Linie nicht in Ihrer Eigenschaft als Politiker, als wunderbarer Organisator, als unermüdlicher Schaffer, sondern wir danken für den Menschen Herrn Traub. Möge er uns allen noch lange erhalten bleiben.

Auszüge aus der Rede des Präsidenten des Landesgewerbeamts, Dr. Karl Reuss

Nach Begrüßung und einführenden Worten äußert sich Reuss über die Zeit Wilhelm Traubs im Landesgewerbeamt:

[...] Herr Wilhelm Traub ist am 1. November 1968 in das Landesgewerbeamt des Landes Baden-Württemberg gekommen. Er kam aus einer anderen Sparte der öffentlichen Verwaltung, nämlich der Selbstverwaltung im öffentlichen Sozialversicherungswesen. Er brachte seine große Verwaltungserfahrung und anderes aus den Führungspositionen mit, die ihm bei der Einarbeitung in den neuen Aufgabenbereich zustatten kam. Er war ein Praktiker, der die Probleme schnell erkannte und wußte, wie sie anzupacken waren. Es war ein Glücksfall für ihn und das Amt, daß ihm die Förderung der beruflichen Fortbildung übertragen wurde, ein Aufgabengebiet, das seiner persönlichen Neigung und seiner Lebenseinstellung entsprach: junge Menschen weiterzuführen, zu fördern und fit für das Berufsleben zu machen. Damals ging es darum, die berufliche Fortbildung vor Ort zu koordinieren, transparent zu machen und landesweit zu vernetzen. Eine Vielzahl von Trägern befaßte sich seinerzeit mit

der Fortbildung, angefangen von den Wirtschaftskammern über die Verbände, die Industrie, das Handwerk, den Handel, die freien Berufe, die Berufsschulen, die Arbeitsverwaltung bis zu den Volkshochschulen und sonstigen privaten Bildungseinrichtungen. Diese Organisationen galt es nun vor Ort in Arbeitsgemeinschaften zusammenzuführen, die Fortbildungsangebote aufeinander abzustimmen, zu bündeln und zu komplettieren. Unermüdlich war Herr Traub landauf, landab unterwegs, um bei den Landräten, Bürgermeistern, dem DGB, den Fortbildungsträgern für diese Kooperation auf örtlicher Ebene zu werben. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen. Die Gründung von über 60 Arbeitsgemeinschaften für die Förderung der beruflichen Fortbildung, flächendeckend über das ganze Land verteilt, war ihm gelungen.

Diese Arbeitsgemeinschaften sind in der Zwischenzeit zu einem festen Bestandteil der Fortbildungsförderung in Baden-Württemberg und beispielgebend für andere Bundesländer geworden. In den Jahrestagungen für die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaften, die Herr Traub eingeführt hat, werden Zukunftsperspektiven und die Weichen für die Fortbildungsschwerpunkte gestellt. Herr Traub wird als „Vater der Arbeitsgemeinschaften“ bezeichnet und ist deren Ehrenvorsitzender. Auch der heutige Tag weist in die Richtung der Tätigkeit von Herrn Traub. In Stuttgart beginnt in diesen Stunden der Zukunftskongreß der Landesregierung zum Thema „Weiterbildung als Bestandteil des technologischen Fortschritts“.

Ein weiteres Teilgebiet in der beruflichen Fortbildung erforderte die ganze Aufmerksamkeit von Herrn Traub, nämlich die Umsetzung des Werkstättenentwicklungsplans des Landes Baden-Württemberg für die Errichtung und Einrichtung überbetrieblicher Berufsbildungszentren und Technologiezentren. Das Landesgewerbeamt hat dabei die Funktion einer Leit- und Koordinierungsstelle für die Prüfung des Bedarfs, die vermutliche Auslastung und Belegung, die Entwicklung der Nutzungskonzeption, die Planung der Baumaßnahmen und der Ausstattung mit Maschinen und Geräten und

¹⁶ Nachtrag von 1999: Höhepunkt des Jahres ist seit 1986 eine vierzehntägige Sommerfreizeit mit der Lebenshilfe mit 40 Teilnehmern. Außerdem gibt es noch das Wilhelm-Traub-Haus, für das der Verein 20 Jahre lang gespart und gearbeitet hat. Mit der Unterstützung von Land, Stadt und Aktion Sorgenkind konnten wir es bauen und haben heute ein Heim für unsere Lebenshilfe-Aktivitäten. Dort finden regelmäßig Näh- und Kochkurse, Musikurse und ein Gebetskreis statt sowie an jedem Wochenende eine Wochenend-Betreuung für alle diejenigen, deren Eltern auch einmal etwas Freizeit brauchen.



Wilhelm Traub und seine Familie bei seinem 80. Geburtstag 1994 im Backnanger Rathaus. Von links nach rechts: Waltraud Traub, geb. Jost (Schwiegertochter *1947), Katharina Traub (Enkelin, *1977), Wilhelm Traub sen., Wilhelm Traub jun. (Sohn, *1945), Markus Traub (Enkel, *1975).

sonstigem Einrichtungsbedarf; und schließlich hat es die Finanzierbarkeit und die Finanzierung zu prüfen, in die sich der Bund und das Land bei einer angemessenen Eigenbeteiligung des Fortbildungsträgers teilt. Hierbei ging es jeweils um ein Investitionsvolumen zwischen 10 und 30 Millionen DM, für deren korrekte Bewilligung und Abwicklung Herr Traub geradestehen mußte. So entstanden die Bildungs- und Technologiezentren der Handwerkskammer Konstanz dortselbst und zusätzlich in Tuttlingen und in Donaueschingen, der Handwerkskammer in Ulm, der Kammer in Karlsruhe, und weitere wurden vorbereitet. Dank seiner Geduld und Beharrlichkeit gelang es Herrn Traub immer wieder, die Interessen der Partner abzugleichen und auf einen Nenner zu bringen.

Im Jahre 1971 hat Herr Traub zusätzlich zu seiner bisherigen Fachaufgabe noch das Amt des Vizepräsidenten des Amtes übernommen. Er war an wichtigen Grundsatzentscheidungen über die künftigen Aufgaben beteiligt. Dabei mußte er gegen manche Vorurteile ankämpfen. Es war eine Zeit des Umbruchs. Das Amt

mußte sich von manchen traditionellen Einrichtungen trennen, z. B. von den alten und neuen Sammlungen des Kunsthandwerks und gut gestalteter Industrieprodukte, von der Bibliothek mit einem Bücherbestand, der zu den Kostbarkeiten des Landes zählte, von den Schweißtechnischen Lehr- und Versuchsanstalten und anderes mehr. Herr Traub hat in Anpassung des Amtes an den technologischen Wandel dafür neue Aufgaben aufgegriffen und neue Einrichtungen ins Leben gerufen, so ein audiovisuelles Schulungs- und Beratungszentrum mit einer Mustersammlung aller technischen Neuheiten zur Unterstützung des Lehr- und Schulbetriebes in der überbetrieblichen Fortbildung. Dazu kamen in seiner Eigenschaft als Vizepräsident zahlreiche Vertretungsfunktionen als Vertreter der Amtsleitung bei Veranstaltungen der Wirtschaftsverbände, in Unternehmen und vieles andere mehr.

Herr Traub ist im Jahre 1977 auf eigenen Wunsch aus dem Amt ausgeschieden und in den verdienten Ruhestand gegangen, den man getrost als „Unruhestand“ bezeichnen darf.

Ich habe mit Herrn Traub in verschiedenen Funktionen zusammengearbeitet. Diese Zusammenarbeit war gut und vertrauensvoll. Dabei habe ich noch eine andere Seite von Herrn Traub kennengelernt, die des engagierten Kommunalpolitikers und des Menschenfreundes. Sein soziales Engagement war bei allen seinen Tätigkeiten spürbar. Auch als kenntnisreichen Hobbygärtner habe ich ihn entdeckt, von dem ich manchen praktischen Tip für meinen Hausgarten bekommen habe.

Summa summarum, lieber Herr Traub, ich möchte Sie heute an Ihrem Ehrentag als Prototyp eines schaffigen Schwaben und eines praktizierenden Christen kennzeichnen. Wir vom Landesgewerbeamt Baden-Württemberg gratulieren Ihnen herzlich zu Ihrem 70. Geburtstag und der Auszeichnung durch Ihre Vaterstadt. Wir freuen uns, daß Sie nahezu ein Jahrzehnt bei uns gewesen sind und danken Ihnen für die Arbeit, die Sie im Dienste der Wirtschafts- und

Gewerbeförderung dem Land Baden-Württemberg geleistet haben. Da Sie ein großer Freund und Verehrer unseres Heimatlandes sind, schenken wir Ihnen ein Buch von Hermann Baumhauer, einen Bild- und Textband: „Baden-Württemberg, Bild einer Kulturlandschaft“.

Es folgen Reden von Obermeister Idler von der Kreishandwerkerschaft, vom Kreisvorsitzenden des DGB Spieth, vom Geschäftsführer des Landeswohlfahrtsverbandes Dr. Becker, von Herrn Helmstetter vom Regionalverband Mittlerer Neckar und vom Vorsitzenden des Heimat- und Kunstvereins Backnang, Ernst Hövelborn, die zur Biographie Traubs aber nichts substantiell Neues bringen. Ein eigener Redebeitrag Traubs rekapituliert die Details seiner obigen Autobiographie, bricht aber – da offenbar die Kassette voll war, auf die der Vortrag aufgenommen wurde – bei der Schilderung seiner Tätigkeit für die Backnanger Sportvereine mitten im Text ab.